Conrad Ferdinand Meyer

In der Erinnerung seiner Schwester

Betsy Meyer

Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Conrad Ferdinand Meyer

PT612
.Y72

Conrad Ferdinand Meyer

In der Erinnerung seiner Schwester

Betsy Meyer

Zweite Auflage

69477
23/4/06

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1903

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

Bald werden es fünf Jahre sein, daß Conrad Ferdinand Meyer in der Stille seines Heims in Kilchberg am Uferabhange des Zürchersees seine Augen geschlossen hat. Elf Jahre aber sind vorüber, seit er die Feder niederlegte, die den Bildern seiner kühn schaffenden Phantasie die feste, reine Gestalt des Kunstwerks, das ihm eigentümliche starke, seine Dichtkunst charakterisierende Gepräge verlieh. Schon während er noch lebte, ist viel über seine Werke, über ihn selbst und seine Eigenart gesprochen und geschrieben worden. Sein schlichtes Landhaus war den Besuchern offen. Manche überschritten C. F. Meyers Schwelle, die, von ihm willkommen geheißen, sich mit ihm über seine und ihre eigenen künstlerischen und dichterischen Arbeiten unterhielten. Dieser einfache Umgang mit verständnisvollen Mitstrebenden, die sich auf derselben oder einer ähnlichen Bahn wie er weiterkämpften, auf jener steilen Bahn, die sich auch dem Berufenen nur Schritt für Schritt öffnet, sagte ihm am besten zu.

Dieſes mit geiſtesverwandten Freunden ſich Begegnen unter dem eigenen Dache, wie es, länger oder kürzer, die milde Gunſt des Tages bot, war in ſpäteren Jahren ſein liebſter Verkehr. Es war vielleicht der einzige, der ſeiner geiſtigen Natur völlig entſprach.

In früheren Zeiten bereits, als er noch keinen feſten Wohnſitz und keinen Dichternamen hatte, pflegte er lebhafteren Verkehr mit vielen verſchiedenen Menſchen, als es von einem einſam und damals etwas traumhaft durch das Leben Gehenden zu erwarten war. Selbſt von Natur arglos und ſogar unvorſichtig in der Äußerung ſeiner Eindrücke und Gedanken, empfing er von jeher von der Perſönlichkeit, der er, ſich mit ihr unterhaltend, gegenüberſaß, ſtarke und ſcharfe individuelle Eindrücke. Ganz andere wohl meiſtens, als ſein Gegenüber, wenn es zu den berechnenden Naturen gehörte, ahnen oder wünſchen mochte. Merkte er eine Abſicht, die nicht ſogleich frank hervortrat, ſo wurde er zwar nicht gerade „verſtimmt“, aber es beluſtigte ihn dann zuweilen, den entdeckten Faden komödienhaft weiterzuſpinnen oder zu verwirren. Im Grunde zog ihn jede ausgeprägte, ehrliche Menſchennatur durch ihre charakteriſtiſchen Seiten an. Im Salon oder im Bündner Poſtwagen, am Gaſttiſche des Berghauſes oder auf dem Dampfboote des Schweizerſees, überall begegnete er, ſchon in ſeinen reiſeluſtigen jüngeren Jahren, durchaus ungeſucht irgend einem, mit dem man ihn in kürzeſter Friſt in lebhaftem Geſpräche ſah. Hirten und Matroſen,

Professoren und Gelehrte der verschiedensten Fächer, Kantonsräte und Nachbarn vom zürcherischen Seeufer kehrten ihm gegenüber ihr Inneres heraus, verwickelten sich unversehens in Lebensfragen oder erzählten ihm seltsame Stücke ihrer eigenen Biographie. Jeder eigentümliche individuelle Zug interessierte ihn und erweckte in ihm unabweislich den künstlerischen Trieb, sich daraus den ganzen Menschen deutlich auszubilden.

Auf dem schattigen, breiten Verdeck unserer alten Dampfboote, die früher den Verkehr über den blauen See und von dessen Ufern nach Zürich vermittelten, war der schönste Raum für solche Begegnungen. Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf: „Stopp!" Der Dampfer hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog aufs Verdeck, man grüßte sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte, benutzte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte

sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.

„Und das seltsamste ist," vertraute mir einst ein alter Professor der landwirtschaftlichen Fächer am Lehrerseminar in Küsnacht, „daß ich mit Ihrem Herrn Bruder immer über Dinge redete, die ich sonst ganz für mich behalte. So oft ich, wenn ich einsteigend ihn auf dem Verdecke sah, mir auch vornahm: Heute erwischt er dich nicht! Heute bist du vorsichtig! — im Handumwenden hatte er mich wieder in ein Gespräch über Dinge verwickelt, von denen ich gedacht hätte, eher zerbisse ich mir die Zunge, als daß ich mich darüber ausließe. Sonderbar, — darin hat Ihr Herr Bruder es mir angetan."

Und ganz absichtslos, sicherlich, geschah es. Etwa wie ein vorüberwandernder Geologe mit seinem Hämmerchen an eine Felswand klopft, um zu hören, was ihm daraus entgegenklinge. Denn gerade die flüchtige Dauer dieses Zusammenseins auf dem schönen, von kühlenden Lüften überhauchten See und die Freiheit der Bewegung auf dem Schiffe, die es gestattete, jeder unangenehmen Wendung des Gesprächs auszuweichen, ermüdende Längen abzuschneiden, sich in der Reisegesellschaft einen anderen Platz zu wählen, einer anderen Gruppe sich anzuschließen, gab dieser Geselligkeit des Zufalls ihren besonderen Reiz.

Ein Verkehr, der für den Dichter ganz andere und köstlichere Früchte trug, wurde ihm durch die allwöchentlich in Mariafeld bei Dr. François Wille und seiner trefflichen Frau verlebten Nachmittage geboten. Dr. Wille war ein feinsinniger Vorleser. Es war ein großer Kunstgenuß, ihn Shakespearesche Dramen oder Goethesche Meisterwerke vortragen zu hören. Er las mit feurig-lebendigem Verständnis, edel und maßvoll, und der Freundeskreis, der ihn unter den hohen schattigen Bäumen seiner Kastanienallee oder in den Sälen seines altzürcherischen Landhauses umgab, bestand aus nach Alter und Herkunft kurzweilig gemischten, stets aber aus aufmerksamen und dankbaren Zuhörern. Gäste von nah und fern, die irgend ein literarisches oder künstlerisches Interesse mit dem geistvollen Hausherrn verband, alte nordische Freunde, süddeutsche Nachbarn und Verwandte bewegten sich in dem liebenswürdig-gastlichen Hause unter dem aufsprossenden Geschlechte der jugendlichen Söhne und schönen Schwiegertöchter und Enkel der edlen, mütterlichen Frau, die alle verstand und jedem gütig war.

Kräftige, an Rubens erinnernde Farbentöne brachten bei festlichen Vereinigungen Gottfried Kinkel und die Gräfin Plater in das harmonische Bild: Gottfried Kinkel, von dem Dr. Wille behauptete, er sei einen Augenblick lang, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann

Deutschlands gewesen, und die Gräfin Platen, die, als mein Bruder sie in Mariafeld kennen lernte, gerade in den „Jugenderinnerungen", die sie schrieb und in „Über Land und Meer" publizierte, als die gefeierte Schauspielerin Caroline Bauer förmlich wieder auflebte.

Beide machten noch in ihren hohen Jahren in Rede und blühender äußerer Erscheinung den überzeugenden Eindruck ihrer früheren außerordentlichen Wirkung auf die Gemüter. Beiden spürte man an, daß sie dessen nicht vergaßen. Beide waren fühlbar guten und wohlwollenden Herzens. Wie kam es nur, daß die ihres Berufes bewußt werdende, sich konzentrierende Dichterseele meines Bruders gerade bei der Berührung mit diesen beiden Poetennaturen sich in den hintersten Winkel seiner inneren Abgeschlossenheit flüchtete und verbarg? Er, der sonst den lebendigen Blutstrom des Temperaments an anderen hoch wertete und seine eigenen Gebilde damit zu durchfluten und zu erwärmen bestrebt war?

Nicht daß er nicht beide Persönlichkeiten, jede in ihrer Weise, geschätzt hätte und im Verkehr dankbar und freundlich ihrem Wohlwollen entgegengekommen wäre! Auf Tischeslänge, wenn in Dr. Willes Speisesaal die beiden Veteranen der Kunst, das obere Ende der Tafel zierend und ihre vielfach gemeinsamen Erinnerungen austauschend, mit sonorer Stimme scherzten und rezitierten, sah der Dichter gerne still und unbehelligt vom unteren Tischende her dem lebhaften Kreuzfeuer zu. Da-

zwischen geraten? Zwischen die große Schauspielerin und den gewaltigen Redner? Nein! Die beiden Kraftnaturen, die sich völlig ebenbürtig waren, hätten ihn erdrückt. In solchen Lagen war er waffenlos. Kreuzten sich verschiedene Klingen in hitzigem Wortgefecht, wie es in Mariafeld vorkommen konnte, wurden die Angriffe persönlich, so konnte es ihm begegnen, daß er sich in der Waffe vergriff, daß ihm ein unglückliches, verletzendes Wort entfuhr, nur weil er sich vorzeitig decken und verwahren wollte. Es war seinem inneren Menschen dabei unwohl, und er bereute nachher den schleunigen Fehlstoß, des warnenden Wortes bedauernd eingedenk, daß „Wunden und Scherze zum voraus sich nicht messen lassen".

Gottfried Kinkel als Dichter, Caroline Bauer als Bühnenkünstlerin waren robuste und völlig ausgestaltete, plastisch und verständlich sich darstellende Persönlichkeiten. Ihre Wirkung war früher ins große und allgemeine gegangen. Einen verhüllten, psychologischen Hintergrund, wie ihn C. F. Meyer suchte und bedurfte, um sich selbst aufzuschließen, ein Menschenrätsel, wie es sein künstlerisches Bedürfnis zur Lösung verlangte, boten ihm beide nicht. Sie gaben mit vollen Händen, sie gaben ihr Bestes, und sie wußten, was sie gaben. Die noch immer imponierende Erscheinung der Gräfin Plater hatte sich im Alter, hierin der starken Komplexion Gottfried Kinkels nicht unähnlich, zu einer gewissen körperlichen

Schwere gerundet. Auch sie trug deutlich gezeichnete, weithin sichtbare Züge, verfügte über eine kräftige Geste und über den lachenden, tönenden Wohllaut einer Stimme, die weite Kreise zu beherrschen gewöhnt war. So bewegten sich schwächer oder spröder organisierte Naturen, wenn sie der Zufall neben diese alten Vollblutsmenschen versetzte, ganz unwillkürlich etwas rückwärts, teils wohl um von ihrer Art nicht psychisch Gewalt zu erleiden, teils auch im Gefühle, sie müßten, damit man ihnen gerecht würde, in einem weiteren Rahmen stehen und wie Freskobilder aus einer gewissen Ferne betrachtet werden können. Eine prächtige Verve und Arbeitskraft bewährten übrigens die beiden im Überschwang begabten Jugendgenossen auch gegen die auf sie eindringenden Gegenmächte des Alters und steigender finanzieller Sorge, vor der sie beide, ohne daß wir es damals ahnten, durch ihren glänzenden Namen durchaus nicht geschützt waren.

C. F. Meyers nach innen gedrängte Kunstbegabung, die nur schwer die ihn befriedigende Ausdrucksform fand und füllte, war eine jenem schwungvollen Ausgeben des eigenen Selbst — die Gräfin Plater hieß es scherzend: „sich selber verplempern" — durchaus entgegengesetzte. Obschon er das Theater in seiner Jugend gerne besuchte, wo es ihm, wie in Paris bei der Aufführung der Stücke französischer Klassiker im Théâtre français, besonders des von ihm über alle anderen gestellten

Molière, einen einzigartigen, vollkommenen Kunstgenuß bot, so war er dennoch seiner ganzen Art gemäß allen starken theatralischen oder rhetorischen Eindrücken abhold. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Vortrag politischer oder religiöser Natur ihn hingerissen oder fühlbar beeinflußt hätte. Er hörte dabei im Geiste leise Nebengeräusche, die ihn zerstreuten. Es entstanden dabei in seinem Innern unwillkürliche Regungen der Abwehr und des kritischen Einwands, die den Gesamteindruck störten. Beabsichtigte starke Wirkungen machten ihm leicht den Eindruck des Gewalttätigen und Rohen, wenn nicht gar des Unwahren.

Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. Er kannte den Ausdruck seiner eigenen Miene nicht und verstand es nicht, ihn zu messen oder auf eine weitere Umgebung zu berechnen. So war er in keiner Weise ein Redner, und auch das allerkleinste Talent zum Schauspieler ging ihm ab. Starken Konflikten — „Szenen", wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger oder Übermüdung eine

ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.

Beweglich, fein und liebenswürdig im Kreise anregender Freunde, die ihn verstanden, war er gütig und einfach gegen Enterbte des Lebens und im Verkehr mit allen, die von ihm abhingen. Da er keine temperamentvolle, aber von Hause aus eine harmlose und kindlich heitere Natur war, so prägte er sich, als er einmal, nach innen und nach außen gefestigt, auf eigenem Boden stand, zu einer geläuterten Persönlichkeit von ganz sicherem, sehr wohltuendem Umgange aus. Man fühlte ihm an, daß er guten, friedliebenden und gerechten Geistes war. In späteren Jahren flüchtete er seine Nervosität in eine gewisse zürcherisch-würdevolle Reserve und liebte es, wenn er zu Hause Gäste empfing, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken, wo keine heftigen Zusammenstöße drohten. Von Persönlichem und von Persönlichkeiten seines Lebenskreises vermied er zu reden, da er wußte, wie leicht dabei unreine Motive sich einmischen oder kleinlicher Neid und schiefe Urteile hervorschießen. Solche Regungen waren ihm, an sich selbst und an anderen, als etwas Widerwärtiges verhaßt. Verleumdungen ekelten ihn an; der Abscheu von dieser Häßlichkeit steigerte sich bei ihm zu physischem Unbehagen.

Die Ruhe des Landlebens, die sichere Abgeschlossenheit seines häuslichen Heims in Kilchberg

empfand der Dichter als eine große Wohltat. Bei seiner Abneigung, öffentliche Lokale und Weinstuben zu besuchen — er behauptete, schon der Geruch des Wirtshauses schlage ihm unangenehm auf die Nerven —, wurde es ihm in älteren Jahren zur lieben, freilich etwas bequemen Gewohnheit, alle, die ihn aufsuchten oder kennen lernen wollten, bei sich in seinen gemütlichen vier Mauern oder im eigenen Garten zu empfangen. Hier fühlte er sich wohl und sicher, bewegte sich in genügender Luft und in genügendem Raum, was er den besten Luxus nannte, und war erst recht er selbst.

Es ist vieles aus diesen Kilchberger Gesprächen in die Öffentlichkeit gedrungen. Bald geschah es in liebenswürdiger, verständnisvoller Weise, bald in mißverstehender oder hämischer Auffassung. Bald erschien es als scharf porträtierende Federzeichnung von Künstlerhand aufs Papier geworfen, bald in unsicheren, stumpfen und entstellenden Zügen ohne Gefühl für die Individualität des Dichters nachgeschrieben. Mehrere haben wohl auch C. F. Meyers steife oder mißtrauische Zurückhaltung beklagt oder seine nur im Kreise um das eigene Ich sich drehende Eitelkeit.

So stellt man sich unwillkürlich die Frage: Über was redete denn der Dichter mit seinen Besuchern?

Gewiß zuerst und am liebsten über das, was sie zu ihm führte, über ihre eigenen künstlerischen Ziele. Er war und blieb innerlich ein Werdender

und interessierte sich mit Liebe für alles, was auf geistigem Boden wurde, sich entwickelte und emporwuchs. Wie verschieden aber waren seine Besucher! Wie verschieden die Wünsche, Interessen und Absichten, die sie hegten! Den meisten gegenüber suchte er gewöhnlich einen gemeinsamen, neutralen Boden, wo jeder sich unbefangen auszusprechen Raum fand und zu seinem Rechte kommen konnte.

Setzte er bei seinem Gaste ein dem seinigen verwandtes Streben voraus, und kam ihm lebendiges Verständnis entgegen, so sprach er vorwiegend über künstlerische und literarische Interessen und Eindrücke, ja, er erzählte sogar die eigenen Pläne, deren er einen solchen sich stets erneuernden Reichtum besaß, daß in ihm der Gedanke, man könnte ihm einen derselben vorwegnehmen, niemals aufstieg.

Conrad Ferdinand Meyers Anlage war sehr vorwiegend eine ästhetische. Bei ihm galt es in der Tat: der Mensch wächst durch seine Arbeit, aus seiner Arbeit heraus. Indem er das Schöne mit dem ganzen Ernst suchte, für seine poetischen Gebilde feste, reine Linien fand, die vor seinem inneren Auge entstehenden Gestalten vertiefte und vollendete, sein Werk von allem, was die Einheit des Grundgedankens störte, zu befreien bestrebt war, stärkte, vertiefte und reinigte er die eigene Seele. Gestaltend gewann er selbst innere Gestalt. Charakterisierend festigte er den eigenen Charakter. Es geschah ihm mit seinen Geisteskindern, wie es

leiblichen Eltern mit ihrem Fleisch und Blut zu gehen pflegt: daß sie bei der Erziehung ihrer sprossenden kleinen Ebenbilder erst recht die eigene persönliche Art und den Stoff, aus dem sie selbst gebildet sind, kennen lernen.

Erst beim Ausformen seines poetischen Stoffes wurde sich der Dichter seines Könnens und Wollens ganz bewußt, erst in starker, konzentrierter Geistesarbeit — wie Funke und Feuer erst entsteht, wenn der Stahl auf den harten Marmor schlägt. So kam es, daß er das Tiefste, das Intimste seines Wesens in poetischen Lichtreflexen mitteilte — in seinen Gedichten oder auch, wo er auf volles Verständnis traf, in einfacher vertrauter Aussprache. Redete er also in dieser ungesuchten Weise von seiner großen Liebe: von den Gesetzen und Gebilden unsterblicher Schönheit, von dem, was er die „große Kunst" nannte, so glaubte er das Beste zu geben, was er geben konnte, er gab dann sich selbst. Zurückhaltend wurde er da, wo er Mißverständnisse fürchtete. Eine andere absichtliche oder mißtrauische Reserve habe ich nie an ihm gekannt.

Gerade nun in dieser ihm eigenen Weise, das Gespräch im Bekanntenkreise auf den ungefährlichen Boden allgemeiner Interessen zu lenken, ist er nicht selten mißverstanden worden. Sie war die Schutzwaffe seiner feinen Natur, die ebenso ungern andere, auch Abwesende, in ihrem Eigenrechte verletzte als selbst gröblich beleidigt werden wollte. Man sah in dieser Vorsicht, die nicht der

Schwäche, sondern einer langen, wahrlich nicht allzu wohlfeil erkauften Erfahrung entsprang, kühle Vornehmheit. Man sprach und schrieb von der eitlen Vorliebe, die er habe, nur von sich selbst und der Arbeit, die ihn gerade erfüllte, zu reden. Und doch war ihm nichts unangenehmer, als wenn ihm zugemutet wurde, eine Schätzung seiner selbst vorzunehmen. Verhaßt sogar und unmöglich war ihm die Selbstbetrachtung, das analytische Auseinanderlegen des eigenen Ichs. Er konnte nie den Nutzen eines Tagebuchs einsehen und hat nie eins geführt. Ein solches Sich-Rechenschaft-ablegen über sich selber erschien ihm als eitel Sisyphusarbeit und Selbsttäuschung. So verhielt er sich auch den meisten Autobiographien und Lebensbeschreibungen gegenüber skeptisch. Er fühlte darin an der einen Stelle Lücken, an der anderen Ausfüllsel, — ein Zuwenig da, ein Zuviel dort, das dem Eindruck klarer, überzeugender Wahrheit Eintrag tat. Doch bestanden hierin für seinen Geschmack Ausnahmen. So war eines seiner Lieblingsbücher die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die er immer wieder las und unvergleichlich nannte — aber nicht um ihrer makellosen Wahrhaftigkeit willen.

Zweimal ist mein Bruder bewogen worden, sich über seine Vergangenheit auszusprechen: das eine Mal 1885 in einigen biographischen Notizen für Herrn Dr. Anton Reitler, den Verfasser der Festschrift zu des Dichters sechzigstem Geburtstag, das andere Mal, auf Veranlassung des Herrn

K. E. Franzos, in der Neujahrsnummer der „Deutschen Dichtung“ 1891: „Mein Erstling: Huttens letzte Tage“. Doch nicht ein einziges Mal, solange wir zusammen wohnten, selbst gegen mich, hat er, soviel mir erinnerlich ist, sich über seinen eigenen Lebenslauf oder Charakter, ohne daß ich ihn gefragt hätte, geäußert. Er schaute vorwärts und ins Weite.

Dies sei als einziges Beispiel hier angeführt, um zu zeigen, wie er im Gegensatz zu seinem wirklichen Gehalt und Wesen von manchen, die aus der Ferne an ihn herankamen, in verzeihlichem Mangel an Verständnis oberflächlich beurteilt wurde. Er selbst ahnte es kaum und machte sich daraus keine Sorge. Er war darin beinahe leichtsinnig. Von seiner Persönlichkeit mochte er denken, was er seinem Hutten in den Mund legt:

> . . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Wahre Sorge machte ihm zur Zeit der Entscheidung und seines Kampfes nur eins: „Bin ich ein Dichter?“

Oder, wie er sich selber fragt am Strande, wo die flatternden Möwen sich im Meere spiegeln:

> Und du selber? Bist du echt beflügelt?
> Oder nur gemalt und abgespiegelt?
> Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
> Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Zum Glück waren übrigens dem Dichter aus der ersten fröhlichen Jugendzeit, da er sich nicht

stark um vergangene und zukünftige Tage plagte, bis tief in die reifen Jahre hinein, Bande trauter Kameradschaft geblieben, auf die er sich verlassen konnte. Mit diesen alten Freunden stand er bei ganz verschiedenen Lebensbahnen und Interessen auf dem festen und unveränderten Grunde der Treue. Da ließ er sich rückhaltlos und sorglos gehen, wie es ihm Bedürfnis war. Solange er in Zürich wohnte, fand er sich mit diesen Jugendgefährten, die aus der Fremde auf Urlaub zurückkamen oder sich in der Vaterstadt bleibende Stätte gesucht hatten, im abendlichen Kreise gerne zusammen. Bald bei dem einen, bald bei dem anderen versammelte sich die ehrenwerte Tafelrunde in fröhlichem Herrenkreise, um sich in Erinnerung an ihre alten und neuen Erlebnisse zu entlasten und aufzufrischen. Die einfache Bewirtung war dabei Nebensache. Zu materiellem Lebensgenuß und lauter Geselligkeit beim Becherklang war C. F. Meyers Konstitution, so gesund sie war, nicht angelegt. Er trank den dunkelroten Veltliner, den er in Bünden kennen gelernt hatte, mit voller Würdigung seiner herzhaften, kraftspendenden Güte. Aber daß ein zweites oder drittes Glas seine Stimmung stark beeinflußt oder erhöht hätte, ist mir nicht erinnerlich. Der Wein stieg ihm nicht leicht zu Kopfe und inspirierte seine Dichtkunst niemals. Er sprach sich, als er jung war, einst begeistert aus über Uhlands Trinklied:

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Es mag seiner Trinkbegeisterung damals am besten entsprochen haben. Doch war es — davon bin ich überzeugt — mehr die stimmungsvolle Steigerung der anstürmenden Strophen, es war der poetische Genuß an dem Liede, nicht die Erinnerung an eigene Weinseligkeit, die ihn zur Bewunderung hinriß.

Jahre später, auf einem Gange durch die Waldungen des Zürichbergs mit ihren unvermutet sich öffnenden, reizenden Niederblicken auf den See und sein liebliches Ufergelände, kam er aus einem stillen Gedankengange heraus plötzlich auf Gottfried Keller zu sprechen. Mit unverhohlener Bewunderung rezitierte er, von dem damals noch keine Zeile gedruckt erschienen war, vier Strophen aus einem Trinkliede Meister Gottfrieds, die in zornroten Rosen flammten.

„Welche Wucht! Welche Prachtstimmung!" rief er aus. „Es schwimmt ihm rot vor den Augen! Man spürt, jetzt wird er gleich dreinschlagen!"

Er war von der Unmittelbarkeit und Kraft des poetischen Ausdrucks im Kellerschen Liede ganz hingerissen. Körperlich dabei gewesen wäre er jedoch nicht gern. An der Grenze, wo bei Meister Gottfried, der einen „zornigen Wein" trank, nach längerem Grollen und Schweigen die ersten

grimmen Feuerscheine aufschlugen, hätte sich C. F. Meyer müde zurückgezogen. Er wäre eingedämmert, wie er selbst das „Ende" eines platonischen Festes beschreibt: „Als die Häupter auf die Polster sanken —". Oder es wäre in plötzlicher Ernüchterung mit einem Gefühle der Selbstverachtung „das ganze Elend der Menschheit über ihn gekommen". Er scheute diese Grenzen.

Conrad Ferdinand war sich von jeher der Verschiedenheit der beiden Temperamente und Stoffgebiete so tief bewußt, daß er nie beim Lesen der Kellerschen Meisterwerke dachte oder sich sagte: „Hätte doch ich das gemacht!" Noch weniger fiel ihm auch nur von ferne ein, er könne sich dem um etliche Jahre älteren Meister Gottfried persönlich nähern. Vor allem: er hätte damals, als einer, der noch nichts geleistet hat, keinen berechtigten Anknüpfungspunkt gekannt. So stand er denn zu Gottfried Keller völlig neidlos. Er las alles, was von ihm erschien, mit begierigem Interesse. Er schätzte an ihm besonders ein gewisses ingründiges Schwergewicht, in dem Meyer gern eine spezifisch schweizerische Eigenschaft erkannte. Sicherlich war sie mindestens diesen beiden Zürchern eigen und gemeinsam, so gut als der ehrliche Widerwille und Widerstand allem Seichten und Gefälschten, aller Phrase gegenüber. Gemeinsam war beiden nicht weniger die gewissenhafte, stark individuelle, rein künstlerische Formung und Bearbeitung ihrer Stoffe. Mein Bruder hat später,

als sie auf bekanntem Fuße standen, immer gerne mit Meister Gottfried verkehrt, weil er sich auf ästhetischem Boden trefflich mit ihm verstand.

Wäre Keller nur nicht in seinen Stimmungen so sehr unberechenbar gewesen! Zumal in seinen späteren Jahren wurde er es, also gerade damals, da Meyer, nun selbst zu einer kennenswerten Persönlichkeit gefestet, sich gern zu dem von ihm nach seinem vollen Werte geschätzten Landsmanne in der richtigen Art, gleich zu sein, auch persönlich gestellt hätte. Gottfried Keller, den mein Bruder, meist in Freundesangelegenheiten, zuweilen in seiner Wohnung aufsuchte oder wohl auch zufällig in den Lesesälen der zürcherischen Museumsgesellschaft traf, machte selbst keine Besuche. Zur guten Stunde war er interessant und wohlwollend, wenn man ihn ruhig gewähren ließ und mit bewundernden Anreden oder Ansprüchen ihm nicht zu nahe rückte. Ich erinnere mich, mit meinem Bruder ihm auf dem Verdeck des Dampfers auf dem Zürchersee begegnet zu sein. Da saßen die beiden Fünfziger, vom Hintergrunde der blauen Wellenfläche umflossen, unter dem von der Sommerluft bewegten Zelte an das Geländer gelehnt wie alte Freunde beisammen und sprachen lebhaft. Gottfried Keller mit einem gewissen ruhigen, dunkelbärtigen Ernst, der ihm wohl zu Gesichte stand. Auch in Mariafeld bei seinem alten Freunde, Dr. François Wille, erschien er einmal, als der Begleiter einer anmutigen, jungen Künst-

lerin, die ihm von ihrem in Venedig durch die Pflichten des Arztes festgehaltenen Manne, als seinem alten Bekannten, bei ihrer Durchreise und bei ihrem kurzen Aufenthalt in Zürich warm empfohlen worden war.

An jenem Nachmittage erfüllte Gottfried Keller seine Gesellschaftspflicht mit einer ernsthaften und natürlichen Liebenswürdigkeit, die niemand ahnen ließ, daß ihm die Aufgabe vielleicht weniger angenehm war, als es den Anschein hatte. Er verpflichtete uns damit alle zu Dank, den wir uns aber wohl hüteten ihm auszusprechen. Wir hatten alle zu viel schon von seinen plötzlichen Stimmungswechseln erzählen gehört!

Auf der Sicherheit gegenseitigen Treumeinens aber, wie sie der Jugendfreundschaft unter Männern eigen ist, die jeden Puff überdauert und verträgt, gründete sich das Verhältnis Conrad Ferdinands zu Gottfried Keller nicht. Der Altersunterschied zwischen beiden war freilich kein bedeutender. Aber Gottfried Keller war schon lange der große Schweizerdichter gewesen, als unversehens Conrad Ferdinand Meyer aus dem Dunkel neben ihn trat. Er hielt vielleicht meines Bruders Dichterlos für leichter und heller als das eigene. Ach, er kannte eben des anderen Natur und Schicksale mit ihren Schattenseiten keineswegs!

Meyers feines Gefühl für die fremde Individualität ließ ihn derartiges ahnen. Er spürte, wie Keller dagegen ankämpfte, aber des inneren

Murrens nicht immer Herr wurde. Zartsinnig und billig, wie er es war, sagte er sich auch, dieser stille Groll entbehre nicht jeglicher Berechtigung. So übte er gegen Meister Gottfried jene rücksichtsvolle, freundschaftliche Vorsicht, die ihm selbst im Laufe des klippenreichen Lebens zur anderen Natur geworden war.

Ob Gottfried Keller lieber mit mehr Derbheit angefaßt worden wäre? Wer kann es wissen! Sie konnten, scheint mir, beide nicht anders und ließen sich die Dinge gefallen, so wie sie lagen.

II.

Wenn ich von den Beziehungen rede, in die Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Wanderwege durch das Leben in angenehmer Weise geriet, so darf ich seines wechselnden Reiseumgangs nicht vergessen. Zumeist flüchtig vorübergehende Begegnungen, denen er aber nicht geringe Freude und Anregung, auch ein gutes Teil seiner Menschenkenntnis verdankte. Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen, lag ihm ferne. „Visitenkarten" führte er damals nicht mit sich, dachte also nie daran, solche auszutauschen. Bei längerem Zusammensein, wenn man vielleicht tagelang gemeinsam in einsamer Herberge eingeschneit oder eingeregnet war oder wochenlang nebeneinander zu Tische saß, ergaben sich nach und nach die Personalien von selbst. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust.

Weniger aus Schüchternheit oder verborgenem Stolz als aus Scheu vor Enttäuschung. Er fürchtete alles Gezwungene.

Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden. Da er in keiner Art peinlich, schwierig oder anspruchsvoll war, kam er, wo schwerfälligere Gemüter stecken blieben, mit gutem Glück und heiterem Genügen durch. Daß ihn je eine Wirtsrechnung verstimmt oder Regenwetter, das länger andauerte, als ihm lieb war, ihn unglücklich gemacht hätte, habe ich nicht erlebt. Wohl aber konnte ihn unmutiges Nörgeln und Berechnen der Mitreisenden stören und ungeduldig machen. Er ließ solchen Kleinkram lieber abseits liegen. So warf er in der jugendlichen Genußfähigkeit seines lebhaften Geistes, der sich dessen freute, was die Stunde bot, kleine Mühen oder Enttäuschungen weit hinter sich zurück.

„Ihr reist recht wie die Studenten . . ." bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstoßes hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechselungsreicher und genußvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm

den Ertrag boten, dessen er gerade bedurfte. Die ernste Mühe, das Sichten und Ausgestalten, das „Ringen mit einem Stoffe“ begann erst wieder, wenn er zu Hause war.

Nachdem Conrad Ferdinand Meyer wegen des für sein Bedürfnis nach Stille zu lebhaften Fremdenverkehrs seine Sommerstation im Oberengadin aufgegeben hatte, verlebte er zweimal die heißen Monate auf der bewaldeten Höhe von St. Wolfgang in Davos. Dann in brennender Julihitze — es war anfangs der siebziger Jahre — sehnte er sich nach Schneenähe und reinster Höhenluft. Erst lockte ihn die Pilatusspitze, deren eigentümlicher, fast traumhaft schöner Niederblick auf die Buchten und Vorgebirge des Vierwaldstättersees und regenbogenartige Nebenspiegelungen ihn bezauberten. Doch wohnen zu bleiben unter dem Schleierhute des Pilatus, konnte dem Dichter auf die Länge nicht zusagen. So zog er denn durch das Urnerland der tosenden Reuß entlang auf die Paßhöhe des St. Gotthard, wo, nicht lange vorher, Lombardi, der treffliche Hausvater des Hospiz, ein kleines Berghaus für Touristen erbaut hatte, das er Hôtel „della Prosa“ nannte. Dort brachten wir zwei Wochen zwischen Felsen in einer Wolkeneinsamkeit zu, die sogar meinen nach Bergstille verlangenden Bruder mit leisen Schauern allzu strenger, feierlicher Abgeschiedenheit umwehte. Recht mitten auf der Wetterscheide, wo die Wolken gebraut werden, die Regen und Ge-

witter nach Norden und Süden über das sommerwarme Tiefland führen, hatten wir unseren Sitz aufgeschlagen.

Und es zog sich in jenen Sommerwochen dort manches schwere Unwetter zusammen. Entweder umhüllte uns undurchdringlich nasser Nebel, oder Sturmwinde umbrausten das einsame Haus. Dazwischen brannte wieder durch wechselnde Wolken der scharfe Sonnenstrahl auf die Plätze, wo wir im kargen Schatten zerstreuter Felsblöcke auf dem mit den blaurötlichen Sternen einer kurzstieligen Primel übersäten Moose uns lagerten. In den Lüften ein unaufhörliches Schaffen und Wehen, zwischen den Ufern des kleinen Lucendrosees unstet in der Sonne leuchtende, krachende Eisflächen, grün schimmernde Tafeln, schmelzende Bruchstücke, die sich lösten, in der heftigen Strömung schwankten, untertauchten und fortgerissen wurden.

Zum erstenmal begann hier der Dichter, aus dem Schneehauch und dem Gestein des Hochgebirges sich wegzusehnen nach dem Grün der Alpweiden und dem Dufte der Arven und Bergtannen. So setzte er sich denn, schnell entschlossen, in den Postwagen, fuhr hinunter ins grüne Urserental und von dort über den Paß der Oberalp an den Vorderrhein.

Es war am schönsten Sommermorgen, als uns auf der Bündnerseite die ersten Wohlgerüche der Tannen aus milderen Lüften entgegenwehten. Über einem kristallhellen Sturzbach neben der Straße schwebten große Büsche glühender Alpen-

rosen. Dann kam die erste Station, Chiamutt, wo die Postpferde gewechselt wurden. Es war ein neues Berghäuschen und alles darin noch ungebraucht, rein und blank, durchzogen vom Geruche des Tannenholzes, aus dem es gefügt war. Alles hell in der Sonne, frisch im Hauche der Berge!

„Hier wäre gut wohnen!" sagte Conrad Ferdinand. „Übers Jahr könnten wir da den Sommer zubringen."

Und so geschah es auch. Die beiden letzten Male, da wir zusammen zu Berge stiegen, haben wir die heißen Monate in der Abgeschiedenheit von Chiamutt verlebt.

Jedoch liebte mein Bruder den langsamen Aufstieg aus der schwülen Tiefe in die Höhenluft mit tagelangem oder unter Umständen wochenlangem Aufenthalt auf Zwischenstufen zu machen. Zumal das reizvolle Vorderrheintal hegte für ihn manche Lieblingsplätze, an denen er, wenigstens zu Beginn einer Erholungsreise, nicht vorüberfuhr.

Da war vor allen anderen in Flims ein altes Posthaus, in dem er sich wohl fühlte. Treppen und Flur dufteten dort von dem frischen Bergheu, das in der angebauten Scheune aufgeschichtet war. Wir wurden damals noch patriarchalisch von den Wirtsleuten selbst mit freundlichem Anstand echt bündnerisch bedient und konnten, da Ferienreisende selten im Orte selbst Quartier nahmen, weil sie den damals sich eines jungen Rufes erfreuenden „Waldhäusern", einer Kuranstalt oberhalb Flims,

den Vorzug gaben, eine trauliche, große, braun getäfelte Gaststube des Hauses als unser Wohnzimmer benutzen.

Hier saßen wir denn eines Abends beim Nachtessen, mein Bruder, ein noch jugendlich schlanker Vierziger, in seiner über einem feinen Hemde bis an den Hals zugeknöpften Reisejoppe, zwei eben angelangten lebhaften Franzosen gegenüber. Man unterhielt sich vortrefflich. Das Gespräch, bei der Weinkarte beginnend, sprang vom landesüblichen Veltliner auf Land und Leute über. Der Dichter, dem beide lieb geworden waren, pries das ernstere Bergvolk und seine Eigenart, im Vergleich mit dessen Nachbarn an der Südgrenze. Die Fremden, die nach der Weise französischer Touristen von den einen so wenig wußten wie von den andern, fragten, ob die Landessprache, die sie natürlich nicht verstanden, Deutsch oder Italienisch sei. — Sonderbar, das Gespräch blieb am Rheinufer und dessen rebenbegrenzten Hügeln mit ihren köstlichen Weinsorten haften. Elsaß, Lothringen und Burgund wurden unter diesem Gesichtspunkte verhandelt. Wir begannen, die Fremden für Weinreisende zu halten. Mein Bruder bekannte seine sehr beschränkte Kenntnis des gerühmten Geländes und Gewächses.

„Sie haben aber doch, das ist sicher, die Gegenden uns weggenommen, wo dieser mildeste, angenehmste Tischwein wächst!" rief Conrads vis-à-vis voller Wehmut und Vorwurf.

„Ich? Wieso ich?"

„O, Sie werden sehen, es ist ein herrliches Gewächs, das Sie von uns erbeutet haben! . . . . Sie sind doch ein preußischer Offizier?"

Das kam dem Dichter unerwartet. Fast so absonderlich erschien ihm diese Frage wie einst, vor Ostern 1858, als wir in der Postkutsche von Civita Vecchia nach der ewigen Roma fuhren, die Frage eines alten geistlichen Würdenträgers aus Belgien. Er war kurz zuvor in Anerkennung der Verdienste, die er durch die Gründung eines Ordens zur Pflege der Gefangenen sich erworben, zum Kammerherrn des heiligen Vaters ernannt worden und zog nun nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder gen Rom, um die neue Würde bei den bevor stehenden Festen zu bekleiden und Pius dem Neunten, den er noch nicht persönlich kannte, in derselben sich vorzustellen.

Kaum hatte er, nach Überwindung der damals unter der Reisewelt berüchtigten Zollschwierigkeiten von Civita Vecchia, uns, die noch nicht ganz die Trauer um unsere geliebte Mutter abgelegt hatten, gegenüber im wackligen, engen Wagen Platz genommen, so fragte er mich, ob ich meine Gelübde bei den Damen du sacré coeur abgelegt habe, und begrüßte meinen braun gelockten, zweiunddreißigjährigen Bruder, der neben mir saß, als katholischen Geistlichen.

Wir stellten uns ihm eilig als protestantische Christen vor.

„Warum gehen Sie denn aber nach Rom,

wenn Sie keine Katholiken sind?“ fragte er ganz betrübt.

Er verstand meinen Bruder und dessen Beweggründe zu dieser Reise nicht und bedauerte tief, „so tugendhafte Personen ihren heidnischen Irrtümern“ nicht entreißen zu können. Dabei blieb er aber ein guter und interessanter Reisegefährte.

Wie diesem ehrwürdigen, im Dienste seiner Kirche ergrauten Haupte auf der Straße nach Rom jedes dunkle Gewand als ein geistliches Ordenskleid erschien, so erblickten nach dem deutsch-französischen Kriege reisende Touristen aus Frankreich in dem ihnen ungewohnten Gefühle, diesmal die Besiegten zu sein, allüberall preußische Offiziere, sogar in den Schweizerbergen.

Auf dieser Reise nach den Quellen des Rheins begegneten uns keine, während nach dem Kriege von 1866 meinen Bruder sein gutes Reisegeschick im Oberengadin mit sehr liebenswürdigen Vertretern des preußischen Militäradels auf längere Frist an der einfachen Tafel eines Berghauses vereinigte.

Nein, der Dritte, der nach uns ins Kabriolett der Bergpost einstieg, als wir rheinaufwärts nach Disentis fuhren, war kein Soldat. Wer war er? Mein Bruder kümmerte sich nach seiner Gewohnheit nicht darum, interessierte sich aber nach wenigen Minuten um so mehr für das, was ihm der Reisende, ein um einige Jahre älterer, gewandter und feiner Mann, mitteilsam erzählte.

Er kam aus dem Bade Tarasp, wo er mit einigen der bedeutendsten deutschen Diplomaten zusammengetroffen war, mit den Männern, deren Hand die weltbewegenden Fäden ins Gewebe der Zeitgeschichte wirkt. Es hörte sich an, als ob auch seine gewandten Finger ein Weberschifflein durch den „Zettel" zu schießen imstande wären. Doch nein. Er war kein Diplomat. Dazu erschien er von den Dingen zu stark erregt. Er sprach zu viel davon. Diplomaten sind schweigsamer. Meinem Bruder sagte er verheißungsvoll, er zähle darauf, am Abend in Disentis noch einmal mit dem Abgeordneten Eduard Lasker, der auch in Tarasp gewesen sei, zusammenzutreffen.

Bei sinkendem Tage gelangten wir zum Posthause in Disentis, das zugleich der Gasthof war, und kurz darauf rief ein Glockenzeichen zur Abendtafel. Mit bedeutungsvollem Blicke wies unser Reisegefährte, als mein Bruder, in den Speisesaal tretend, an ihm vorübergehen wollte, nach der Mitte des langen Tisches und flüsterte: „Er ist da! Darf ich Sie vorstellen?"

Ein leise verneinendes Kopfneigen des Dichters dankte ihm für sein Anerbieten.

Wir suchten, als die zuletzt und ohne Vorbestellung Angelangten, unsere Plätze am unteren Ende der Tafel. Da hatten wir denn im Profil die lebhaft redende deutsche Gruppe, deren unverkennbarer Mittelpunkt der berühmte Abgeordnete war, in angenehmer Hörweite vor uns. Eine

Hängelampe beleuchtete den klugen Kopf des von Gestalt unansehnlichen, das Gespräch beherrschenden Mannes mit seinen bewegten, scharfgeschnittenen, durchgeistigten Zügen. Mit welcher Klarheit und Gewandtheit er sprach! — Wie logisch zusammenhängend und wie lebendig! Es unterbrach ihn niemand. Höchstens ertönte von gegenüber eine eingeworfene, ihn zu einer weiteren Erörterung veranlassende Frage. Ich weiß nicht, welche ausgeführte oder noch zu unternehmende Gebirgstour den Ausgangspunkt gegeben hatte; jetzt entwickelte er die Bedingungen einer Gipfelbesteigung, die Kunst und Vorsicht, mit der eine Bergreise vorzubereiten und auszuführen ist, wenn sie erfolgreich sein soll. Er beschrieb Gegenden und Wege, Gipfel und Aussichten . . . alles vortrefflich und unwiderleglich.

Was erhob sich denn nur in meiner schweizerischen Naturseele für ein leiser Widerspruch gegen diese mich doch außerordentlich interessierende Beredsamkeit? Erschien sie mir als ein unvermittelter Gegensatz zu den dunklen Berggewalten, in deren Revier wir uns hier schon befanden? „Der Mann hat den Hauch der heiligen Frühe auf den Höhen nie gespürt," widerstrebte ich innerlich, „er weiß nicht, wie der Morgen aufleuchtet über der in den unendlichen Raum ragenden, schweigenden Gletschereinsamkeit, nichts von ihren reinen, tief blauen Schatten! Er kennt auch nicht die Kraft der Sonnenstrahlen auf dem Schneefelde, unter deren

Gewalt allüberall ein geheimes Schmelzen und Rinnen und Singen entsteht und die Bergwasser unwiderstehlich zu Tale stürzen."

Das zuhörende Gegenüber machte die Bemerkung: „Da ist es wohl am vorteilhaftesten, den Aufstieg morgens um 6 Uhr zu beginnen?"

„Nicht bei allen Besteigungen scheint diese allgemeine Regel zu gelten," fuhr der überall orientierte Parlamentarier fort. „Ich ließ mir heute von einem Bergführer erklären, daß sich bei Gletschertouren andere Verhältnisse ergeben." Und nun erklärte er ebenso eingehend und überzeugend wie zuvor seine eigene Wahrnehmung, was er früh am Tage von einem bündnerischen Bergführer gehört hatte. Es war unmöglich, dieser klaren und beredten Auseinandersetzung nicht zuzuhören; ebenso unmöglich war es, daß irgend ein anderer eigener, widersprechender Gedanke hätte aufkommen können. Die Dinge lagen so, wie er sagte. Man fühlte, der Gegenstand war erschöpft.

So zogen wir uns denn auch lautlos und etwas reisemüde zurück. Ein einziger Gedanke regte sich noch in mir: „Welch einen Eindruck macht wohl dieser von der Gunst des Tages uns unverhofft gezeigte berühmte Redner des deutschen Reichstags auf meinen Bruder? — Fühlt er, dessen impulsive, aus der Tiefe sich mühsam emporarbeitende Ausdruckskraft geradezu im Gegensatze steht zu dieser außerordentlichen Gewandtheit des schnellen logischen Denkens und Sprechens, nicht

durch ein solches Rednertalent sich gedrückt wie durch eine entmutigende Überlegenheit?" Ich habe es nie erfahren. Eine flüchtige Frage, die ich wagte, als wir, unsere Zimmer aufsuchend, die Treppe hinanstiegen, blieb überhört und unbeantwortet. Er schwieg.

Es lag damals ein erstes Manuskript seines „Jürg Jenatsch", das er vorher unter hartem Ringen mit dem ihn fesselnden und spröden Stoffe ausgearbeitet hatte, in seinem Reisekoffer. Es sollte in Chiamutt, so hatte er sich's vorgenommen, noch einmal umgeschmolzen werden. In solcher Zeit erschien er, von der Schwere der Arbeit absorbiert, schweigsam, sobald er nicht unter Fremden war. Er vertiefte sich ganz in seine Dichtung, beschäftigte seine Gedanken kaum ernstlich mit etwas anderem und machte sich von fremdartigen oder störenden Eindrücken los.

So kam es, daß unter uns auch später jenes Abends in Disentis niemals Erwähnung geschah. Es zog den Dichter rheinaufwärts in die Höhenluft. Am folgenden Morgen besuchte er einen nahen Aussichtspunkt, die Kapelle auf dem Hügel, die ihm von früher her lieb war. Dort schweifte sein Blick in das nach dem Lukmanier führende Seitental und folgte den Windungen der damals neu angelegten Poststraße nach diesem Bergpasse. Schon in Flims hatte uns unser Wirt etwas wehmütig erzählt, die Bündner seien mit dem tunnelreichen Bau der Straße bis zu ihrer Kantons-

grenze auf den festgesetzten Termin fertig geworden; auf der Südseite dagegen seien die Tessiner im Rückstande geblieben und bis heute ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen.

Die Windungen eines Bergwegs haben etwas Verlockendes. Wir kreuzten das Tal, um die malerischen Partien der neuen Straße auf einem Vormittagsgange mindestens in ihren ersten Tunnelbauten und Brücken kennen zu lernen. Auf die Mittagstunde hatten wir einen Einspänner, der uns nach Sedrun führen sollte, bestellt. Der Tag war gewitterschwül. Greller Sonnenschein leuchtete gelb auf der einsamen Lukmanierstraße vor uns, die wir nun hinangingen. Da kam vom Tale her ein kleiner Wagen an uns vorüber. Zwei breite graue Bärte unter schwarzen Filzhüten saßen Schulter an Schulter darin und fuhren nun mit einem raschen Bergrößlein vor uns her. Wir verloren sie bei der nächsten Straßenwendung aus dem Gesicht.

Nicht lange nachher fiel uns ein mitten auf dem Wege sich von der blendenden Safranfarbe der Straße abhebender schwarzer kurzer Strich in die Augen. Was konnte dort auf der öden Strecke geradlinig quer im Staube liegen? Wir kamen dem Dinge näher und erkannten darin bald einen großen, alt-vornehmen Regenschirm von schwarzer Seide. Wer hatte ihn hier verloren? Niemand anders natürlich als die beiden alten Herren, denen er wohl bei einem plötzlichen Rucke der Räder aus

dem zurückgeschlagenen Lederdeck ihrer kleinen Kalesche geglitten war.

Woher aber kamen sie? Wohin fuhren sie? Wir konnten den redlichen Schirm unmöglich hier auf der Straße seinem höchst ungewissen Schicksale überlassen und hoben ihn auf. Noch gingen wir durch zwei weitere Tunnels und dann wieder zurück, ohne außer einem alten, holztragenden Weiblein einer lebendigen Menschenseele zu begegnen.

Auf der Post in Disentis wollte mein Bruder unseren Fund abgeben und sich zugleich, bevor wir abführen, danach erkundigen, ob in Sedrun das Gasthaus dafür eingerichtet sei, Reisende, die dort gerne mehrtägigen Aufenthalt nähmen, bequem zu beherbergen. „Warum nicht?" lautete die Antwort. „Wenn Sie bleiben wollen in der wilden, einsamen Gegend, so wird Sie der alte Wirt — er ist ein braver Mann und heißt Lucas Caveng — wohl nicht ungern behalten. Eigentliche Kurgäste wohnen dort selten. Jetzt gerade ist einer droben, wenn er nicht wieder abgereist ist, ein stiller, älterer Herr, der nicht viel reden mag." — „Ja," ließ sich eine andere Stimme aus dem Hintergrunde des Postlokals vernehmen, „er ist noch dort. Heute vormittag ist der Wirt auf seinem Wägelchen hier vorüber mit ihm nach dem Lukmanier hineingefahren." — Das waren offenbar die beiden Graubärte, die an uns vorübergekommen waren.

„Gut!" sagte mein Bruder, „wir haben auf

der Straße seinen Schirm gefunden. Den nehmen wir gleich mit."

So stiegen wir flugs in das bestellte leichte Fuhrwerk und waren guten Muts, daß des Himmels schwere Wolken sich noch nicht in Regenschauern niederließen, sondern uns den freien Ausblick auf das schöne, sich hier stellenweise zur Bergschlucht verengernde Tal gewährten. Mit dem gefundenen Schirm, dem Pfande freundlichen Empfanges, in der Hand kamen wir in Sedrun an.

Er gehörte einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne, mit dem mein Bruder eine Reihe wenig vom Sonnenschein begünstigter Tage unter dem Dache des würdigen Lucas Caveng aufs angenehmste verbrachte. Dunkel, hochgewachsen, breitschultrig und aufrecht, erschien der Fremde einem festen Bündner nicht unähnlich, war aber dabei sehr schonungsbedürftig. Ein Brustleiden ließ ihn nur mit leiser, bedeckter Stimme reden und zwang ihn, eine geschützte Lage in reiner Luft aufzusuchen. Er war Buchhändler und hieß Bädeker, wie der gleichfalls in Essen an der Ruhr geborene und mit ihm verwandte Herausgeber der berühmten „Reisebücher". Ihm war das liebste Buch seines Verlags, mit dessen Korrektur und Vervollständigung er sich auch in Sedrun in stillem Genuß emsig beschäftigte, der „Pharus am Meere des Lebens", eine Anthologie die zu jener Zeit in Deutschland überaus beliebt und verbreitet war. Mit liebevoller Sorgfalt bereitete damals der

Verleger eine Prachtausgabe dieser Sammlung vor. Er sichtete und mehrte seine Auswahl von Sinnsprüchen und Dichterworten. Er reihte sie ein in die Rahmen der verschiedenen Gebiete und Stufen des Menschenlebens, die er alphabetisch geordnet hatte, und ließ sie durch Professor A. Schmitz mit einer Fülle allegorischer Zeichnungen schmücken.

Traten wir, unter nassen Regenmänteln heimkommend, zur Essenszeit in die große gewärmte Täfelstube, so saß er dort am Schreibtisch und blickte mit dunkeln Augen, in denen ein freundliches Feuer leuchtete, von seiner geliebten Arbeit auf.

Nach seiner Abreise begann das Wetter, wie es bei uns im Spätsommer nach einer Reihe von Gewittern meist geschieht, allmählich sich aufzuklären.

Da ließ sich der Dichter nicht mehr halten. Er wollte hinauf nach der lichten Höhe, nach der Rheinquelle, nach dem Berghaushalt im Blockhäuschen zu Chiamutt.

In Sedrun hatte er zu seiner Befriedigung erfahren, Vater Lucas, bei dem wir wohnten, sei der Erbauer und Eigentümer jener verlockenden „hohen Station". Er selbst, der im Tale wohlangesehene Hauswirt, zog mit seiner Familie nie hinauf. — Er habe, sagte er uns, einen vertrauten Mann droben, der die Wirtschaft verwalte und alles wohl ausrichte und behüte.

In der Tat, einen so bescheidenen und treuen, geschickten und viel erfahrenen Wirtschafter wie

Modest Decurtins auf Chiamutt haben wir weder vorher noch nachher auf den Bergen getroffen. An alles Nötige und Angenehme dachte er. Überall war er an seinem Platze. Mit demselben leichten Anstande präsentierte er hohen, mit Extrapost über die Oberalp fahrenden Damen am Wagenschlage in weißen Handschuhen mit gesenktem Haupte Biskuits und Limonade, wie er, wenn die sich kreuzenden Postgespanne in der Höhe und in der Tiefe verschwunden waren, diesmal ohne Handschuhe, rasch einen Besen zum Vorschein brachte und sicheren Blickes mit einigen gewandten und leisen Schwüngen den Platz vor seinem schmucken Häuschen reinkehrte. — Als Koch war er vorzüglich und unsichtbar. Nur selten erblickten wir unter der Küchentür im Hintergrunde des kleinen Hausflurs ein zum Abwaschdienste angestelltes Aschenbrödel aus dem armen Dorfe unterhalb der Bergterrasse.

Decurtins war ein unabhängiger Bürger von Truns, wo er die lange Winterzeit im gemütlichen Verkehr mit den Heimatgenossen verlebte, auch nicht ungern, wie er erzählte, der Jagd oblag. Seine Weltkenntnis und mannigfache Geschicklichkeit hatte er sich in Rom erworben. Als ein guter und unbescholtener Katholik hatte er früher einige Jahre lang unter den Schweizern der päpstlichen Leibgarde gedient. Dann, als der Eisenhelm, der zur Gala bei festlichen Paraden gehörte, in südlicher Hitze seiner Schmächtigkeit zu drückend wurde, er-

hielt er die bevorzugte Stellung des Hausmeisters und Kochs in einem römischen Seminar der hohen Geistlichkeit. Er mußte viel gesehen und erfahren haben, war aber, wie es sich für einen Weltmann schickt, taktvoll und schweigsam und hielt mäßig von sich selbst. Ein Hehl daraus, daß er Legitimist, daß er ein getreuer Sohn seiner Kirche und des heiligen Vaters sei, hat er nie gemacht. So wenig als sein Herr, der graubärtige Lucas Caveng, der einen wetterfesten katholischen Bündnerkopf auf den Schultern trug, wie uns kaum ein ebenso kluger und würdiger je begegnet ist.

Es war denn auch Modest Decurtins, der uns nach Tagen und Wochen, als milde herbstliche Klarheit über den Bergen lag, eines Morgens den Weg zeigte zur geheimnisvollen Quelle des Vorderrheins, zum felsenumschlossenen Tomasee in der Flanke des Badus.

Sonderbar, so lebendig in mir die Erinnerung an die letzten Schritte zu unserem Ziele ist: des morgendlichen Ganges aufwärts längs steiniger Berghalden und durch grüne Alpentäler weiß ich mich nicht zu entsinnen. Den Pfad, den wir damals gingen, würde ich heute nicht mehr finden. Die einfachen Linien und lichten Farben der Gegend von Chiamutt bis hinauf zum blauen See auf der Oberalp und hinüber bis zum Niederblick ins Urserental waren uns zur lieben Gewohnheit, zum altbekannten Eindruck, zum unbewußten Hintergrunde unserer Gedanken geworden. Wie oft hat

mein Bruder, auf dem kurzen Rasen am Ufer ausgestreckt, das sanfte Wellenspiel des Oberalpsees vor sich, die Himmelbläue mit den ziehenden Wolken über sich, träumend gerastet!

Denn der Bergsee ist mein Liebchen,
Zeigt mir bald ein himmelklares,
Bald ein launenfinstres Antlitz . . .

Doch an jenem Morgen sahen wir ihn nicht in der Nähe. Wir schlugen uns seitwärts und stiegen höher. Heute ist mir nur der Eindruck geblieben, unser Weg sei ein kurzer gewesen. Mir ist noch erinnerlich, wie wir in ein schmales, samtgrünes Alptal einschwenkten, in dem eine Sennhütte stand. Ein kristallheller Bach eilte uns, den Grasteppich durchschneidend, entgegen. Nun wandten wir uns rechts, erklommen auf schmalem Steige eine das Tälchen begrenzende Felsmauer und traten durch einen Riß zwischen ragenden Trümmern in ein von dunkeln, senkrechten Wänden umschlossenes Rund.

Ich klomm und klomm auf schroffen Stiegen,
Verwognen Pfaden, öd und wild,
Und sah den Born im Dunkel liegen
Wie einen erzgegoss'nen Schild.

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Es war ein tiefes, tiefes Becken, in das wir, auf einem schmalen Vorsprunge stehend, hinunter-

schauten. Unten flutete stilles und doch wellenbewegtes, stahlschwarzes Gewässer. Ein einziger Punkt in der Tiefe glänzte wie ein lichtdurchschienener Smaragd. Rechts unten, wenig über dem Wasserspiegel, öffnete sich der Fels dem Sonnenschein. Dort lockte üppiges, helles Grün an einer unbetretenen, unerreichbaren Stelle. Hohes, feuchtes Riedgras in goldenem Tageslicht leuchtete aus der Spalte einer verborgenen Schlucht, durchronnen von einem Wässerlein, das sich sanft in die Seetiefe ergoß. Das ist der Anfang, die oberste Quelle des Vorderrheins.

Gerade gegenüber, jenseits des dunkeln Wasserspiegels, aber hatten sich die still-mächtigen Gewässer eine Ausgangsschwelle gegraben. Dort überwallten sie die tief eingezackte Scharte der Felsmauer in einer großen, klaren Woge und stürzten jenseits in ungebrochenem Falle auf die grüne Alpe nieder, um sie als tiefer, schneller Bach zu durcheilen.

Auf unserer Höhe hörten wir den Sturz des Wassers nicht — es störte kein Geräusch die Stille des abgeschlossenen Ortes.

Als wir sprachen, widerhallten unsere Worte seltsam.

„Es ist hier ein starkes Echo," sagte Decurtins und jauchzte wie die Hirtenbuben, wenn sie sich von den Alpweiden aus der Ferne anrufen. „Versuchen Sie's einmal!"

Conrad Ferdinand, der noch immer nachdenk-

lich in die dunkle Rheinquelle blickte, rief mit voller Stimme: „Bismarck!“

Ein vielfacher Widerhall antwortete aus der Tiefe. Doch der Ton zersplitterte an den Wänden, er wiederholte sich immer ferner und undeutlicher, wie eine zweifelnde Frage.

„Pio nono!“ scholl es nun aus Decurtins' Munde mit aller Macht, deren seine Stimme fähig war.

„Nono, nono?“ klang die Antwort herauf in vielfach gebrochenen, immer leiser fragenden, spottenden Tönen, als verstünde der Geist der Bergtiefe diese menschlichen Namen nicht.

Nun stieß Decurtins mit raschem Fuße an ein Felstrum, das abgelöst am Rande des Abgrundes lag. Es schwankte und stürzte . . . Ein zorniger Sturm entstand in der Tiefe. Es dröhnte wie Donner zwischen klingenden Erzmauern gewaltig und unterirdisch vom Seegrunde herauf, verworren und herrisch, weiter und weiter, wie Streit und fernes Schildgetöse der Nibelungen:

Ein Sturz, ein Schlag, und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten, Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

III.

Nachdem ich versucht habe, die täglichen Eindrücke, die Umgebung und den Verkehr meines Bruders zu schildern, wie sie während des Zeitraumes auf seine dichterische Persönlichkeit einwirken mochten, den ich seine Wanderjahre nennen könnte, stehe ich vor der Frage: Welchen Eindruck aber hat er selbst während dieser Periode und in späteren Jahren auf seine Freunde und Bekannten, auf die Leser und Bewunderer seiner Gedichte als Mensch gemacht? Wie lebt er in ihrer Erinnerung?

Da ist es denn eigentümlich, wie das Bild des Mannes, dessen Empfindung für die charakteristischen Züge der mit ihm Verkehrenden eine so scharfe war, daß sie sich zu Zeiten für ihn zum seelischen Leiden steigern konnte, seinerseits sich nicht mit den einschneidenden Linien eines Charakterkopfes, der er doch war, der Erinnerung der Zeitgenossen eingeprägt hat.

Die ihm menschlich zunächst Stehenden freilich kannten ihn. Für sie war er die Seele ohne Falsch.

Sie zählten in allen Fällen auf die ihm innewohnende ruhige Güte. In der Öffentlichkeit dagegen, in die er persönlich heraustrat, ist seine geistige Physiognomie in ihrer originalen Begabung, sind seine unveränderlichen Charakterzüge von wenigen erkannt und von manchen unglaublich verschieden und widerspruchsvoll beurteilt worden.

„Das ist unter uns Menschen nicht anders," erwidert man mir. „Wer sieht dem anderen, wer sieht sich selber auf den Grund der Seele? — Wir kennen uns, die einen die anderen, nur durch die unendlich vielen, unendlich unter sich verschiedenen gegenseitigen Abspiegelungen unseres Wesens. Wo findet sich die Natur, wo findet sich das Menschenleben vollkommen treu wiedergegeben? Wo ist die feste Norm? Wo das unumstößliche künstlerische Gesetz und Urteil? Was ist Wahrheit — auf dem Gebiete des Schauens und Schilderns?" Auch Conrad Ferdinand Meyer selbst hat diese Fragen wieder und wieder erwogen.

Ich glaube, er fand die Lösung in seiner großen, reinen Liebe zur Kunst und in immer strengerer, gewissenhafter Vertiefung in seine dichterische Aufgabe. Er sagte sich: Der Mensch wird offenbar in seiner Tat. Der Dichter, der Künstler offenbart sich in seiner Dichtung, in seinem Kunstwerk. Ganz und vollkommen sollte auf allen Gebieten, auf dem ästhetischen wie auf dem ethischen, die Persönlichkeit durch die Tat nach außen sich

darstellen. Dann würde sie leuchten. Sie müßte dann allen einleuchten.

Die Laufbahn des Dichters und des Künstlers ist ein wenig begangener Weg. Er muß auf „eigene Hand" und unabhängig seine besondere Straße ziehen. Und er wird durch diese Unabhängigkeit, ob er wolle oder nicht, unter den Zeitgenossen ein einsamer Mann. In C. F. Meyers Geiste war dies Bedürfnis innerster Unabhängigkeit mit der höchsten Achtung für die der anderen vereinigt. So kam es, daß sich in seinen späteren Jahren um ihn eine Zone angenehmen und vielseitigen, aber niemals aufgeregten Verkehrs bildete, in der man die Dinge dieser Welt mit Interesse, aber, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, in „läßlicher Weise" besprach.

Die tiefliegenden Quellen seines Lebens blieben zugedeckt. Nur im Heiligtum seiner Poesie und nur schwer und schmerzlich drängte sich diese heiße Flut ans Tageslicht hervor. Wer des Dichters innerstes Wesen kennen will, findet es allein in seinen Werken.

Im Alter vollzog sich immer deutlicher diese Scheidung zwischen dem liebenswürdigen, humorvollen, überall maßhaltenden Menschen und dem in der Tiefe nach Ausdruck ringenden elementaren Dichtergeiste. Ich glaube sogar, mein Bruder verweilte gerne in den von selbst und unbemerkt durch die veränderten Verhältnisse entstandenen Schranken des Alltagslebens. Es lag irgendwo in seiner

früher höchst beweglichen Natur ein verträumter, ruhsamer Zug. Nach den inneren Kämpfen seiner Jugend war es ihm, als das Alter nahte, nicht unangenehm, in harmlosem Verkehr auf der Sonnenseite des Lebens zu rasten.

Überdenke ich die ungleichen Eindrücke, die manche Besucher von der Persönlichkeit des Dichters empfingen, so steigen unwillkürlich gewisse Abendstimmungen aus einer längst vergangenen Zeit in meiner Erinnerung auf.

Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den großen, dunkeln Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massigen Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen.

Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch" und, zum großen Teil, „Der Heilige" auf einem von Bänken umgebenen breiten Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das

dichte, große Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Äste mit ihrem herunterhangenden jungen Grün die spielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblich bewegten Sonnenreflexen.

Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämmerung ein, so dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Kastanienbäumen hin und her, bis das spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungssteg in Meilen verließ und an uns vorüber seeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in diesem raschen Vorgang, der sich niemals ganz gleichmäßig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fahrend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnisvolle Lettern.

„Wer die Schrift lesen könnte! Wer die Zeichen verstünde?“ sagten wir zueinander. Ein Moment nur — und sie erloschen. Wie wenn der Feuerstift

einer Kindeshand entglitte, zeichneten sich die erblassenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßlos in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein auf der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kies unter den Fischerkähnen überschwemmte.

Jeden Abend sprühte die feurige Runenschrift, von Wind und Wellen beeinflußt, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.

Heute nach vielen Jahren kommen mir diese feurigen, immer matter und undeutlicher werdenden Schriftzeichen oftmals zu Sinn, wenn mir bald von da, bald von dort in freundlicher Meinung kurze Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer, Urteile über ihn, bisher ungedruckte Fragmente seiner unvollendeten Entwürfe oder Stellen aus Briefen, die er einst in warmer und heller Stimmung an Freunde geschrieben hat, vor die Augen gebracht werden. „Ja, er ist es!“ freue ich mich. Aber ist es der ganze Conrad Ferdinand? Nein. Kommt eine solche Erinnerung aus seiner unmittelbaren Nähe, sind es Worte aus seinem Munde, Zeilen seiner eigenen Hand, so leuchten sie mir entgegen wie das ungebrochene Licht eines bekannten Sterns

in ruhiger Flut. Wiegt sich aber der Widerschein auf den breiten Wellen der neueren Literaturkunde, so blicke ich traurig auf die unzusammenhängenden, in Einzelheiten zerbrochenen, entstellten Züge, in denen ich mich nicht zurechtfinde und meinen Bruder, dessen inneres Lebensbild in meiner Erinnerung ein vollendetes, abgerundetes ist, nicht zu erkennen vermag.

Freilich werde auch ich ihn in diesen Erinnerungen nicht so zeigen können, wie er als Dichter in seiner Zeit steht, nicht in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden. Es mangelt mir hier der vergleichende Maßstab. Was ich zu geben vermag, ist ein Bild in kleinem Rahmen. Nur mit seinem inneren Werden bin ich vertraut. Nur wie und warum er Dichter ward, kann ich zu erzählen versuchen.

Ich möchte dazu die Eigenschaften eines guten Malerspiegels haben. Oder besser: ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte.

Conrad Ferdinand Meyer kannte einen solchen tiefen Spiegel, der unter den vielen von Ölbäumen und Lorbeeren umsäumten südlichen Gewässern und allen blauen Gletscherseen, an deren Ufern er sich gelagert, geträumt und gedichtet hat, während langer Zeit sein ausgesprochener Liebling blieb.

In seinen lyrischen Erstlingsgedichten grüßt er ihn, sein Kleinod:

> ... tief im Waldesgrün,
> Auf welchem nie geflammt des Morgens Glühn
> Und das des Abends Fackel nie berührt,
> Zu dem mich's wie geheime Liebe führt.

Weit abseits lag das stille Wasser auf der unteren Stufe einer unregelmäßigen Felsterrasse des Hochgebirges. An der von einer sogenannten Cresta nach den Talseen des Oberengadins sich neigenden Schutthalde, die ein Sturz der Vorzeit mit massigen Felsstücken bedeckt hatte, stand eine Waldung, durch die damals kein Weg, nur ein kaum erkennbarer Fußsteig führte. Hohe Lärchenstämme und zerrissene Arven klammerten sich mit den knorrigen Wurzeln an die zerbrochenen Felsen oder wuchsen aus den feuchten Schrunden hervor. Aus den Spalten und Zwischenräumen der Trümmer, unter denen rinnende Wasser ihren Weg in die Tiefe suchten, quoll das saftige Grün einer im Oberengadin heimischen Alpenpflanze, die stellenweise die scharfen Brüche des Gesteins wie mit Samtpolstern bedeckte. Es waren wuchernde Blättersträuße, aus deren hellem Grün die zartesten Rosaglöckchen auf hohen, feinen Stielen hervorsahen.

Wo der Bergwald dichter wurde und die Stämme sich nahe zusammendrängten, wandte sich der Pfad plötzlich niederwärts. Dort lag in einer schattigen Einsenkung mitten im Walde der stille See, rings von hohen Tannen umstanden. Da die

Vertiefung, in der er ruhte, auf der Nordseite eines dem übergletscherten Hochgebirge vorgelagerten Hügelgrates sich einschnitt, berührte kein Sonnenstrahl die kleine Wasserfläche. Nur die höchsten Gipfel der sie einschließenden Bergtannen wurden von der Nachmittagssonne erreicht.

Dunkel und tief war unser See und dennoch golden durchleuchtet vom Widerschein der Waldeinsamkeit. Wie wundersam klar spiegelte sich darin der Uferbord mit jedem Stein seines Felsrandes, mit jedem Blatte des Buschwerks! Darüber die Säulenreihe der Stämme, die lispelnden Baumkronen mit ihren besonnten Wipfeln! Weiterhin ein paar vor Jahren umgehauene, bemooste Tannen, die niemand weggeführt hatte. Wir ließen uns darauf nieder, um in die zaubervolle Tiefe zu schauen. Da blickten wir hinunter wie in eine grüngoldene Tempelhalle, das deutlichere, eindrucksvollere Abbild der anderen, die sich über unseren Häuptern wölbte.

Unten im tiefsten Grunde, wo die lichten Spitzen der Bäume sich in der Runde zusammenschlossen, öffnete sich dem Blicke eine weitere Tiefe in das Blau des Himmels, aus der ein Strom bläulichen Lichtes sich in die Säulenhalle ergoß und das Heiligtum des Waldsees erfüllte.

Doch nur bei sonniger und stiller Luft verweilten wir an dem wunderbaren Ort.

Fuhren Windstöße durch die Lärchenkronen, fielen Regentropfen in das Gewässer, so eilten wir,

uns fester in die Reisemäntel wickelnd, daran vorüber.

Der Waldweiher lag dann traurig, wie mit einem dunkeln, krausen Schleiergewebe zugedeckt, in seinem Felsenbecken. Im Winde und Gestöber unter jagenden Regenwolken erschien er reizlos, glanzlos, wie ein gebrochenes Auge.

Ähnlich muß auch ich, wenn die ferne Vergangenheit des Dichters klar und ungetrübt vor mir aufsteigen und von mir gezeigt werden soll, um im Bilde zu bleiben, alle fremden Einflüsse und störenden Beschattungen abwehren.

Es verlangt mich danach, die Charakterbildung C. F. Meyers und die Art seines Lebens, die einfach vor meinem Geiste stehen, so einfach ich kann, aufzuzeichnen, um sie, soweit es mir möglich ist, vor späteren, wohlgemeinten, aber zu ferne gesuchten und daher unzutreffenden Erklärungen und Auslegungen zu bewahren.

IV.

Conrad Ferdinand Meyers Lebensdauer erstreckt sich über eine bewegte, von Entwicklungen und entscheidenden Ereignissen erfüllte Zeit. Seine Anfänge reichen bis zum ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine zu Anfang desselben geborenen Eltern waren in der Begeisterung für die Befreiung vom napoleonischen Joch erzogen worden. Beide waren zarte, ideal gerichtete Naturen und gingen mit jugendlichen Hoffnungen den Aufgaben der neuen Zeit entgegen.

C. F. Meyers Vater war fest gewillt, seinem Schweizerlande, dessen Konstitutionen er kannte, und dessen Entwicklung im Sinne der Freiheit auf historischer Grundlage ihm am Herzen lag, im Staatsdienste seine ganze Kraft zu widmen. Die Bahn lag offen vor ihm. Unseres Vaters einzige verzehrende Leidenschaft sei seine Arbeitsliebe gewesen, hat uns die gute Mutter später zuweilen gesagt. Er war ein Mann von strengster Gewissenhaftigkeit und von größter Pflichttreue. Vielleicht

rieb dieser Eifer seine Kräfte auf. Er wurde mit kaum vierzig Jahren von einem schnellen, anscheinend leichten Typhus hingerafft. Sicher ist, daß er auf der Höhe seiner Leistungen als ein ernster, aber an Hoffnungen reicher, hochgeschätzter Mann dahinging nach einem reinen Leben, das ihn bis ans Ende befriedigte und von keinem politischen Pessimismus getrübt war.

Es war im Mai des Jahres 1840. Dies Datum ist ein Markstein unserer Kindheit.

Die frische, sorgenlose Knabenzeit meines Bruders, in der er sich niemals um die Zukunft stark gekümmert, nie an seinen künftigen Beruf gedacht hat, findet dort ihre Grenze. Wir hatten es unter dem liebevollen Schutze unserer Eltern gar zu gut und lebten in unbewußtem täglichem Glück. Unser erschreckender Mangel an dem, was man heute „Zielbewußtsein" nennt, kam auch in der Schule, da wir lebhafte und nicht unbegabte Kinder waren, in der goldenen Zeit, da unser Vater noch lebte, nicht sehr in Betracht. Aber wenn es meinem Bruder erging wie später mir, so hat er wohl seine Schulaufgaben mit Ausnahme derer in vereinzelten Fächern, die ihn besonders interessierten, nur, soweit es gerade nötig war, ausgearbeitet. Durchaus nicht, um sein Wissen zu bereichern oder um seinen Ehrgeiz zu befriedigen! Es war zu Hause weit interessanter zuzuhören als in der dumpfen Stadtschule.

Unsere Mutter empfing viele Besuche. Es lag

damals in der Luft, daß unter klugen, gebildeten Leuten vorwiegend und mit viel mehr Feuer und Parteinahme als in späterer Zeit von Politik gesprochen wurde. Für diese hatte mein Bruder als kleiner Bube schon ein aufmerksames Ohr. Die zürcherische Universität war anfangs der dreißiger Jahre gegründet worden. Dieses junge Institut, auf dessen Lehrstühle sich viele namhafte deutsche Kapazitäten hatten berufen lassen, brachte einen lebhaften, höchst liebenswürdigen und interessanten Verkehr in unser Haus. Der gesellige Umgang war in der damaligen Welt weit konzentrierter als in der heutigen. Man war sich und gab sich gegenseitig mehr. Man verkehrte in beschränkteren Kreisen und darum viel näher. Die Journalistik von heute, die jedes Wissensinteresse, bevor es gefühlt wird, befriedigt, existierte noch nicht. Es waren noch keine Eisenbahnen gebaut. Es kamen keine Telegramme. Man las sich Bücher vor, lieh sie sich gegenseitig und sprach sich eingehend bei Besuchen darüber aus. Die Distanzen waren groß, man erfuhr wenig von der Außenwelt, und bestrebte sich im kleinen, verständnisvollen Kreise interessant zu sein.

Unserer Mutter hatte sich bei einem Kuraufenthalt in den Appenzellerbergen eine junge, geistvolle Deutsche angeschlossen, deren Freundschaft ihr lebenslang mit großer Treue bewahrt blieb. Es war eine Nichte Gustav Schwabs, später die Frau des Dichters Gustav Pfizer und eine begeisterte

nahe Freundin des Uhlandschen Hauses. Ein reiner Strom schwäbischer Poesie floß durch die Besuche und die Korrespondenz dieser geisteslebendigen und lieben Frau unserer Mutter und deren phantasiereichem Bübchen zu. Der Kleine war bei ihrem ersten Besuche in Zürich drei oder vier Jahre alt und, so hörte ich später sagen, von den Märchen, die sie ihm erzählte, so gänzlich bezaubert und hingenommen, daß er wachend und schlafend davon träumte. Sein Vater wurde dadurch bewogen, ernstlich zu verlangen, daß seinem Söhnchen und später, als ich nach Jahren nachkam, auch mir keine Märchen, keine freien Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter unseren unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Er selbst erzählte herrlich, wenn er einmal beim Abendtee ein wenig Zeit für seine Kinder erübrigte und ich neben ihm auf dem Sofa sitzen und die Figuren auf den großen Metallknöpfen seines Hausrockes betrachten durfte. Er wußte so viel und so Interessantes von Griechen und Römern und alten Germanen, so merkwürdige Geschichten von Menschen und Tieren! Er erklärte mir dann auch höchst anschaulich die seltsame und doch wahre Tatsache, daß die Erde, auf der wir wie die Fliegen sitzen, eine Kugel sei, die sich drehe und die Reise um die Sonne mache.

Bei meinem Bruder mag der vom Vater gegebene Anstoß, die Phantasie nur mit begründeten

historischen Tatsachen zu nähren, ihm unbewußt, entscheidend gewirkt haben. Suche ich mich an seine ersten poetischen Begeisterungen zu erinnern, so fallen mir die großen deutschen Kaisergestalten ein: Carolus Magnus und sein Neffe, Jung Roland! Otto der Große und Barbarossa! Kaiser und Reich! Davon bekam das törichte kleine Schwesterchen viel zu hören. Mein Bruder hatte Bilderbogen geschenkt bekommen mit langen Reihen alter deutscher Kaiser im Krönungsornat und im Waffenkleide. Daran durfte ich die Mäntel und Kronen mit Zinnoberrot und Goldgelb aus einer neuen Farbenschachtel illuminieren helfen.

Ein altes Lesebuch, das mein Bruder in der Zeit benutzte, da der Germanist Ludwig Ettmüller an seiner Gymnasialklasse Deutsch lehrte, liegt heute neben mir. Er ist für mich eine Fundgrube fernster Erinnerungen, dieser „Bildersaal deutscher Dichtung". Herausgegeben ist diese „Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung" durch August Adolf Ludwig Follen, der damals Professor an der Kantonsschule in Aarau war. Gedruckt ist sie in Winterthur 1828.

Durchblättere ich das Buch, so trifft mein Blick überall auf meines frohen Kindheitsgenossen Lieblinge: Follens Schlacht am Morgarten, Arnold aus dem Melchthal, weiterhin: Der Nibelungen Not, Karl der Große und seine Paladine, Klein Roland und Frau Berta. Das alte Buch, das er

übrigens auch mit allerlei Porträtfratzen verziert hat, versetzt mich in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und in das, was uns damals begeisterte. Wahrhaftig, mir ist, ich höre den braunlockigen Schüler wieder aus seiner geliebten „Schlacht am Morgarten" rezitieren. Es stürzt sich dort Arnold von Melchthal, an der Spitze der

... zweimal zehn Biderben, die Sarnen einst gebrochen,

wie ein verderblicher Keil in die Feinde:

Klar ist wie Schnee der Melchthal, ein jugendreicher Mann,
Kraus wie die Melch vom Felsen sein Haar vom Scheitel rann;
Erz lebt in seinen Händen, sein Fuß und Arm ist Sturm,
Er steht auf starken Lenden schlank wie der Münsterturm.

Oder, wenn die Sonntagsglocken mächtig zusammenklangen, konnte seiner stillen Sehnsucht der im Untersberge mit seinen Rittern der Erstehung des Reiches harrende Carolus Magnus vorschweben, wie Follen ihn beschreibt.

„Wie schön ist das! Höre! sagte er dann:

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut erschallt
Und schafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald.
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart gespreitet
Auf goldnes Brustgewand,
Voran mit Krone schreitet
Ein Held, den Stab in Hand:

Das sind die Streiter Christes
Und die vom Deutschen Reich,
Und Karl der Kaiser ist es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem scharfen,
Tiefsinnigen Gesicht ...

Oder er konnte sogar aus einem alten Burschenschaftsliede, das — ich weiß nicht woher — ihn angeweht hatte, wehmutsvoll vor sich hinsummen:

Das Band ist zerrissen — war schwarz, rot und gold ...

Diese großzügige, farbige Verherrlichung von Freiheit und Vaterland, von Kaiser und Reich hatte es ihm angetan. Er war unbewußt ein kecker, stolzer Ghibelline und ein treu republikanischer Schweizer zugleich. Die beiden Anlagen schlossen sich in seiner reflektierenden Künstlerseele niemals aus. Im Gegenteil: der unbeugsame ghibellinische Zug, wie er in Dantes „Göttlicher Komödie" groß zu Tage tritt, lag — ohne mich irgend eines Vergleiches vermessen zu wollen — auch aller Dichtung C. F. Meyers zu Grunde. Dieser Keim wurzelte so gut in seiner Natur, wie anderseits republikanischer Unabhängigkeitstrotz und nüchterner schweizerischer Rechtssinn ihm tief im Blute lag.

Das war des phantasievollen Knaben sonnige Jugendzeit. Sie ging mit unseres Vaters Tode

zu Ende und versank in der Erinnerung des Dichters, für den nun der Lebenskampf anfing, wie ein lieblicher Traum, dessen man sich kaum mehr erinnert. Dennoch ließ sie in seiner Seele ihre Spuren der Liebe zurück, die später in seiner Poesie als sanfte, weiche Züge wieder zum Ausdruck kamen. Lange Zeit in der Tiefe versunken blieb dieses feine, lautere Gold, aber verschwunden ist es nie.

Aus jener Jugendperiode stammt sein von Paul v. Deschwanden entworfenes Knabenbild, eine sehr ähnliche leichte Bleistiftzeichnung, zu der Conrad Ferdinand später die Zueignung schrieb:

Hier — doch keinem darfst du's zeigen,
Solche Sanftmut war mir eigen,
Durfte sie nicht lang behalten,
Sie verschwand in harten Falten,
Sichtbar ist sie nur geblieben
Dir und denen, die mich lieben.

Nicht allein durch den Tod des treuen Vaters wurde mit den veränderten Familienverhältnissen die Lage meines Bruders eine andere; überall verdüsterten und verengten sich seine Aussichten in die Zukunft. Der Fünfzehnjährige sollte sich für ein bestimmtes Berufsstudium entscheiden. Solange der Vater lebte, hatte er sich eine solche Frage nicht gestellt. Es wurde angenommen, er steige durch die Klassen des Gymnasiums, studiere dann an der Universität und verfolge die väterliche Laufbahn; denn zum Theologen oder Mediziner zeigte er weder Beruf noch Anlage. Ein rein

wissenschaftliches oder nach eigenem Ermessen kombiniertes Studium lag damals für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit und der Gedanken. Die juristische Laufbahn führte in den Staatsdienst.

Nun aber entwickelten sich kurz nach dem Scheiden des Vaters die politischen Dinge in Zürich mit raschem Verlaufe in stark demokratischem Sinne. Der Sonderbundskrieg und die Verwandlung des Staatenbundes unserer alten Eidgenossenschaft in den einheitlichen schweizerischen Bundesstaat bereiteten sich vor. Die Gegensätze schärften sich. Energische Elemente traten an die Spitze. Wem die Achtung historischen Rechts das Gewissen und die Hände band, der zog sich aus öffentlichen Ämtern zurück oder wurde zurückgesetzt. Manche Freunde und Gesinnungsgenossen unseres verstorbenen Vaters wandten sich, für ihre Fähigkeiten oder ihren Ehrgeiz ein weiteres Gebiet suchend, nach Deutschland. Andere, denen die Heimat teuer war, zogen sich in ein unabhängiges Privatleben zurück, widmeten sich gelehrten Studien und betraten später die akademische Laufbahn. Aus der Zahl der Freunde unserer Eltern ließ sich Professor Bluntschli nach München, Professor Monnard aus Lausanne nach Bonn berufen.

Die Bauleute des Einheitsstaates zimmerten mit energischen Schlägen ohne ängstliche Rücksichten auf demokratischer Grundlage das Haus so praktisch und solid zusammen, als es ihnen nötig schien, damit es nach allen Seiten Widerstand

leisten könne. Und sie taten wohl daran. Als Bindemittel verwandten sie die Interessen des industriellen Verkehrs. Als Baumeister erlasen sie sich keine gelehrten Historiker, sondern weitblickende Geschäftsleute. Eisenbahnbauten wurden projektiert und begonnen. Große Aktiengesellschaften entstanden. Das eidgenössische Polytechnikum wurde in Zürich gegründet und nach dem Plane des genialen Semper in imposantem Stile gebaut.

Diese Umwandlungen vollzogen sich in der Schweiz ohne starke Krisen. Sie lagen in der Strömung der Zeit. Meinem Bruder entzogen sie, ohne daß er sich sonderlich darüber beklagt hätte, jeden Boden im Vaterlande, auf dem er hätte fußen und eine befriedigende Berufsarbeit sich sichern können.

Er teilte, ohne es noch zu ahnen, das Schicksal der schweizerischen Künstler und Dichter. Gottfried Keller, Böcklin, Adolf Stäbli, Walther Siegfried und noch viele andere, deren Namen weniger bekannt geworden und die doch eine Zier ihres Vaterlandes sind, haben in der geliebten Heimat nicht genug Raum und Licht zur kräftigen Entfaltung ihrer künstlerischen Eigenart gefunden. Sie gediehen erst, nachdem sie, nicht ohne Schmerz, vom eigenen Boden losgetrennt und in die fremde Erde versetzt waren.

Conrad Ferdinand Meyer hat sein Vaterland nicht mit einer aussichtsvolleren Fremde vertauscht. Wohin hätte er gehen sollen? Kannte er doch

damals seinen Beruf und sein Ziel noch nicht. Er ging nicht fort. Aber er wurde ein Einsamer, der, zuerst von den anderen unterschätzt und beiseitegelassen, sich immer mehr in sich selber abschloß. Er ward ein Fremder unter seinem eigenen Volke.

Inzwischen wurde dem Unberatenen, bevor er sich überzeugte, daß er zu keiner Laufbahn weniger als zur juristischen tauglich oder berufen sei, noch ein Jahr der Freiheit zu teil, das ihm, wenn auch keine Klarheit über sich selbst gab, doch noch einen weiten Ausblick in die schwebenden Zeitfragen, in die sich bekämpfenden Mächte und die untergehenden philosophisch-politischen Ideale des 19. Jahrhunderts gönnte. Zunächst schien es nicht, daß jenes erste Jahr, das er in Lausanne zubrachte, statt noch die dritte Klasse des Zürcher Gymnasiums zu durchlaufen, zu seiner Ausbildung und Festigung viel gefruchtet habe. Nicht als ein gesellschaftlich schmeidig gewordener junger Mann, der das unserer Mutter liebe Französisch fließend und gern gesprochen hätte, kam er zurück, wie sie es vielleicht gehofft hatte, da diese Freude anderen Müttern widerfahren war, sondern als ein Kopf voll gärender Ideen, mit breiter, stark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauster Stirn auf einem, meinte sie, „unbeugsamen" Nacken, der, wie ihr schien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging. Auch verlautete, in Lausanne habe er mehr Italienisch getrieben als Französisch, unter einem Lehrer, der ihn nicht nur

für die Utopien der italienischen Carbonari eingenommen, sondern auch für schwärmerische Polenflüchtlinge begeistert habe. Der milde Freund unseres Vaters, Professor Louis Vulliemin, sah in allem dem nichts Arges. Er dachte wohl, man müsse den Wein gären lassen. Denn er hatte und behielt immer die Zuversicht, das Gewächs sei von guter Sorte.

Die Genfer Freunde aber, vor allem unser ebenso geistvoller wie liebenswürdiger und gütiger Gastfreund, Georges Mallet-d'Hauteville, der meinen Bruder von dessen Kindheit an gekannt hatte und ihn nun auf eines seiner Landgüter einlud, hielten dafür, er habe sich plötzlich zu einem „deutschen Studenten" metamorphosiert. Der alte, treue Freund schrieb unsrer Mutter, er habe sich mit ihm über seine bunten und schwärmerischen Weltideen einläßlich unterhalten. Dem feinsinnigen, überlegenen Herrn gegenüber, der kein Deutsch verstand, gab sich der junge Mann ganz als Deutscher. Er habe, erzählte mir nach Jahren Herr Mallet selber, mit schwärmerischer Begeisterung besonders von einem deutschen Autor gesprochen, dessen Name in Conrads französischer Aussprache ihm lange unverständlich geblieben sei. Von Jean Paul! — Ach, wie heimelte mich das an! Jean Paul Friedrich Richter! — Ja, den hat er jahrelang immer und immer wieder gelesen und mir zum Lesen gebracht, zur Zeit, da er kaum der Schulbank entwachsen war und ich noch auf einer sehr

niedrigen saß. Unsere gute Mutter hatte nichts gegen diese Lektüre einzuwenden, deren Zauber sie selber kannte. Aber unter Franzosen, auch unter den Gebildetsten von ihnen, sein Lob zu singen — dazu war doch nur mein Bruder in seiner Jugendstimmung imstande. Jean Paul ins Französische zu übersetzen, erscheint mir als ein unmögliches Beginnen. Es wäre noch schwieriger, ihn den Franzosen, als Herrn v. Chateaubriand den Deutschen durch eine Übersetzung mundgerecht zu machen. Ich stelle die beiden nur darum hier zusammen, weil unsere Mutter in ihrer Jugend sie beide mit gleich liebevollem, begeistertem Verständnis las.

Die Franzosen haben nie etwas anderes als eine urdeutsche Natur in meinem Bruder erkennen wollen. Gerade die Selbstlosigkeit und Planlosigkeit seiner weltumfassenden Phantasien — denn Bestrebungen konnte man die untlare, unbewußte Poetenanlage des Siebzehnjährigen nicht nennen — erschien ihnen als eine durchaus deutsche Eigenschaft.

Wenn ich denn hie und da von den französischen Einflüssen, die seine Sprache und seine Dichtung getrübt oder seinen Charakter bestimmt haben sollen, reden höre, so muß ich meine Geduld zusammennehmen. Es ist das ein Mißverständnis sehr oberflächlicher Art.

Als bei ihm selbst einmal ein feinsinniger Besucher nach diesen französischen Einflüssen forschte, sagte er: „Weniger französische als überhaupt

romanische Strömungen waren es, die mich beeinflußten.“ Gewiß. Sie übten zur Zeit seines ersten Lausanner Aufenthalts schon genug Macht über ihn aus, um ihn mit Ideen zu füllen, die tief in die Jahre seiner Einsamkeit hinein vorhielten und später die Wahl seiner Lektüre und seiner geschichtlichen Studien bestimmten.

Was war denn im Grunde die damals noch schlummernde Seele seiner Poesie? War nicht das rätselhafte Woher und Wohin seiner Persönlichkeit, wie sich wohl ahnen läßt, eine Qual auch seiner Jugend! Daneben aber stand ebenso aktuell die Frage nach dem Woher und Wohin der Menschheit, nach dem Berufe und der Entwicklung der Völker. Das war schon früh in jugendlicher Ahnung, das wurde später in bewußter Arbeit und blieb immer in lebendiger Gegenwart die innerste Quelle seiner Dichtkunst. Er bestrebte sich, der Lösung des großen Rätsels näherzukommen im Gleichnisse schöpferischer treuer Kunstvollendung. Er suchte den Menschen und die Menschheit so darzustellen, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelten.

Es konnte bei dieser Anlage nicht anders möglich sein, als daß die Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit, die eine Überfülle des geistigen Stoffes zu bewältigen hatte, eine mühevolle und langsame war. Um seine Kräfte zu konzentrieren, bedurfte er großer Ziele und starker Anstöße. Der große, segenbringende Sturm, der endlich seine Segel füllte, und durch den sein Schiff

die hohe See gewann, war die Auferstehung des Deutschen Reiches.

Einer wie langen Reihe vorbereitender Jahre bedurfte es aber, um diese große geschichtliche Neugestaltung hervorzubringen! Jahrzehnte verborgener, geduldiger Taten, treuen Arbeitens, Harrens und Ausharrens. Wie hoffnungsleer sah es nach den achtundvierziger Stürmen noch lange Zeit in dem zerrissenen Deutschland aus, wenigstens für einen jungen, in republikanischer Unabhängigkeit geborenen und in die Höhe geschossenen Ghibellinen, der, von der Warte seines kleinen schweizerischen Vaterlandes aus, nach großen politischen Ideen forschend, gegen Norden Ausschau hielt!

„Untröstlich ist es allerwärts," pflegte sogar unsere stille Mutter, sich an ihren Uhland erinnernd, zu sagen:

Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.

V.

Es ist sehr begreiflich, daß C. F. Meyer, dessen Phantasie mit großen, wechselnden Bildern übervölkert war, als er von Lausanne nach Zürich zurückkam, weder dem trockenen, damals für ihn völlig aussichtslosen Rechtsstudium Interesse abgewinnen, noch sich in die langsam reifenden, von der Schweiz aus nicht zu überblickenden, verwickelten deutschen Dinge geistig einzuspinnen vermochte. Für die revolutionären deutschen Dichter, einen Herwegh, dessen „Lieder eines Lebendigen" einst unter den Deutschen in Zürich das große literarische Ereignis waren, hat er sich nie ernstlich begeistern können. Neben einem Victor Hugo, einem Béranger erschien ihm Herwegh unnatürlich, trocken und rhetorisch.

Was war denn eigentlich der Bestand seines geistigen Besitzes, auf dem er nach der Rückkehr seine Studien an der heimatlichen Universität hätte aufbauen können?

Er wußte und kannte vieles, aber es war

schwebendes, luftiges, unverarbeitetes Material, mehr ein Traumbesitz als sein ehrlich erworbenes, rechtmäßiges Eigentum. Im Gefühle dieser Unsicherheit kaufte er sich nicht ein Studentenmützchen, wie die Juristen in Zürich es damals trugen, von kirschroter Farbe, sondern drückte ein dunkelblaues, das der philosophischen Fakultät, erklärte er, auf seine dichten, unruhigen Haarwellen.

In seinem Zimmer stellte er in langer Reihe die neuen, in Lausanne gekauften Autoren auf. Da waren die Dramen von Victor Hugo, die Romane von George Sand; da standen auf demselben Bücherbrette Gegensätze wie Lamennais und Joseph de Maistre, Dante Alighieri und Alfred de Musset friedlich nebeneinander.

Wie könnte übrigens ein Deutscher dem jungen Schweizer die Vorliebe für das französische oder, allgemein gesagt, für das romanische Geistesleben jener auf die Julirevolution folgenden Jahre nachträglich übel anrechnen?

Besuchte doch das junge Deutschland jener Tage selber seine beliebten Dichter und geistreichen Schriftsteller, einen Heinrich Heine, einen Ludwig Börne in Paris! Das Deutsche Reich brauchte Zeit, um sich auf sich selber zu besinnen, bevor es in seiner Größe erstand. C. F. Meyers Ausgestaltung zum deutschen Dichter war, wenn ich so sagen darf, eine Parallelentwicklung. Seine allen Eindrücken offene, empfängliche Dichternatur erwuchs unter denselben Einflüssen und entwickelte

sich nach den gleichen Gesetzen wie die Gesamtheit des Geschlechts.

Ein anderes, das damit zusammenhängt, muß ich — nur im Vorübergehen — zu erklären suchen, die Äußerung des Dichters: „Nicht ausschließlich französische, wohl aber im weiteren Sinne romanische Elemente haben auf meine Jugend und auf meine dichterische Arbeit eingewirkt."

In der Tat, während der vierziger Jahre knüpften sich auch die italienischen Unabhängigkeitsbestrebungen mittelbar an Paris, das sich das Haupt und das Herz Frankreichs nannte. Das erwachende Italien mit seinen Philosophen des nationalen Idealismus: einem Gioberti, einem Rosmini, verständigte sich mit einem Grafen Montalembert, einem Père Lacordaire. Sogar Pius IX., der junge, der vom Volke vergötterte Papst, war eine kurze Zeitlang diesen nationalen Wünschen nicht fremd gewesen. Man träumte von einem italienischen Föderativstaat unter der Führung des Papstes.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf jene nationalen Bestrebungen des vergangenen Jahrhunderts zurückzukommen. Ich darf mich in diesen Erinnerungen nicht auf das Gebiet der Geschichtschreibung verirren, auf dem ich nicht genügend Bescheid weiß. Es liegt mir nur daran, festzustellen, daß meines Bruders einsames Geisteswachstum durchaus innerhalb der geistigen Strömungen seiner Zeit blieb.

Professor Louis Vulliemin stand als Historiker der nationalen Entwicklung Italiens mit warmem Interesse nahe und kannte einige der maßgebenden Persönlichkeiten. Den Schriften seines Freundes Alexandre Vinet verdankte, so sagt man, Gioberti seine Idee der freien Kirche im freien Staate. Unser Genfer Freund Ernest Naville, dessen altes Geschlecht aus Italien stammt, verkehrte mit geistesverwandten italienischen Philosophen und Pädagogen.

In Paris, zur Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, führten als leitende Minister Guizot und Thiers, je nach den Schwankungen der Kammermehrheit abwechselnd, das Staatsruder. Ihre großen Reden im Parlament wurden auch bei uns in der Schweiz als politische Ereignisse lebhaft besprochen. Beide schrieben Geschichte. Guizot, ein Altersgenosse unseres alten Genfer Freundes Mallet-d'Hauteville, hatte als höchst begabter französischer Protestant in Genf studiert. Herr Mallet, der liebenswürdigste Erzähler, den ich kannte, schilderte mir zuweilen auf meine Bitte die Begegnisse jener für mich sehr alten Zeit und auch den Charakterkopf des Historikers, dessen Werke mein Bruder mir gerade damals mit eifrigem Interesse vorlas. Er erzählte von des jungen Guizot eisernem Fleiß, und wie er, zu stolz, eine Einladung anzunehmen, ohne sie zu erwidern, seine näheren Bekannten wohl auf seine höchst einfache, kahle Stube geladen und sie dort mit einem Gericht gebratener Kastanien

bewirtet habe, das frugale Mahl mit geistvollen Gesprächen würzend.

In Frankreich standen also unter Louis Philippe Geschichtsforscher an der Spitze des Staats. Schriftsteller und Dichter übten in der Politik entscheidenden Einfluß.

Mir erscheinen heute diese Jugendeindrücke als eine längst verschwundene Ideenwelt, deren geistvolle und edle, aber jeder Wucht ermangelnde Vertreter sich über die Größe ihres Einflusses auf die Weltgeschichte getäuscht haben mögen; dennoch ruhte ihre Vaterlandsliebe, ruht die Überzeugung, für die sie eintraten, auf unvergänglichen Prinzipien. Es ist eine Saat, die wieder aufgehen wird.

Blicke ich jetzt auf das Jahrhundert meines Bruders, gleichsam außerhalb desselben stehend, zurück, so erscheint mir der Zeitraum von 1850—1870, die Dauer des zweiten französischen Kaiserreichs, die sich mit den lange vorhaltenden jugendlichen Mannesjahren meines Bruders deckt, als die Zeit der Umwandlung und Entscheidung. Der Idealismus in der Politik erstarb, als Louis Napoleon sein Programm entrollte und die unruhigen Franzosen von Krieg zu Krieg führte. Seine Politik erdrückte die Doktrinäre und Idealisten und brachte das materielle Übergewicht zur Geltung. Es ist die Zeit, da der Dichter, in seiner Abgeschlossenheit auf selbständiges Schaffen und die Gegenwart langsam und schmerzlich verzichtend, sich in ein-

samen Studien vollständig der Geschichte und der Literatur vergangener Tage zuwandte.

Weder die industriellen Erfolge noch die Kriege des zweiten Empire fanden in seiner Seele sympathischen Widerhall — die Befreiung Italiens wohl!

Es bleibt seltsam, daß gerade die Einigung Italiens, der glühende unerfüllte Wunsch der italienischen Idealisten, mit dem Beistand der französisch-imperialistischen Waffen durch den Grafen Cavour, der kein Doktrinär war, erreicht wurde, und daß der tragische Sturz des zweiten französischen Empire mit der machtvollen Auferstehung des deutschen Kaiserreiches in nächstem geschichtlichem Zusammenhange steht.

Nach der Rückkehr von Lausanne war die noch ungefestete Seele des Dichters von allen diesen politischen und literarischen Beziehungen zwischen den nach neuen Zuständen strebenden Nationen erfüllt und beeinflußt. In der Heimat von keinem ganz verstanden und seines Zieles ungewiß, konnte er von außen keine Hilfe erhoffen, und hätte er nicht einmal gewußt, wo er sie suchen sollte. Er mußte selber mit sich fertig werden. Der Anfang war ein allmähliches Irrewerden an der eigenen Kraft und an allen früheren, in nebelhafter Ferne verschwindenden Zielen. Es war ein Zersetzungsprozeß. Sein wolkenhaftes geistiges Dasein mußte sich zu einem festen Kerne verdichten.

Zu dieser Ermannung und Festigung seiner

Seele trug im gegebenen Momente das liebevolle und ernste Studium der französischen Sprache und Geschichte, trug vornehmlich die Treue seiner Freunde in der französischen Schweiz mächtig bei. In der kleinen biographischen Skizze, die er für die Gedenkschrift Anton Reitlers schrieb, erwähnt er diese Krise mit den Worten: „Einmal hat mich die Zielloſigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet."

Er gürtete sich damals zum Lebenskampfe und entdeckte bei dieser Anstrengung die schlummernde Energie seines Charakters. Mit philologischen Studien setzte er ein. Er begann mit konzentriertem Eifer den Genius der Sprachen, die Seele der Nationalitäten zu erforschen. In ihren großen Schriftstellern und Geschichtskundigen lernte er sie lieben, kennen, vergleichen und fand auf diesem Wege die Fähigkeiten seiner eigenen Seele.

Es ist kein Mangel, es ist berechtigter Reichtum, wenn der schweizerische Dichter und Historiker, der auf den Grenzmarken der Länder steht, zugleich die Wucht eines Martin Luther, die leuchtende Glut eines Dante Alighieri, den scharfen Stahl eines Blaise Pascal zu schätzen und zu verstehen weiß. Ist es nicht dasselbe Licht, das in verschiedenem Farbenfeuer auf die Seele wirkt?

Im vergangenen Jahrhundert hätte man gerade die Fähigkeit, dem Genius verschiedener Sprachen das gleiche reine Verständnis entgegenzubringen,

eine echt deutsche geheißen. Jedenfalls war sie ein Grundzug im Wesen meines Bruders.

Und er ließ dieser Vielseitigkeit ihr Recht, solange es sich um den Genuß vertiefter Erkenntnis und nicht um eigenste produktive Arbeit handelte. Aber dieses weltumfassende Verstehen und Genießen ist künstlerisch unfruchtbar. Zur dichterischen Tat gehört die gesammelte Kraft der ganzen Seele. Will der Dichter tiefe und deutliche Furchen ziehen in seinem Vaterlande, unter seinem Volke, so muß er festen Trittes den eigenen Grund und Boden beschreiten.

Als das Deutsche Reich wieder erstand, da erstand in Conrad Ferdinand Meyer der Ghibelline. Dieses innerste Parteiergreifen machte ihn zum deutschen Dichter. Er war sich des Augenblicks wohl bewußt, da sich seine Freude an poetischer Gestaltung mannigfaltiger, den unbeschränkten Gebieten des Lebens, der Geschichte und der Kunst angehörender Stoffe in die ernste Arbeit des berufenen Dichters verwandelte. Er kannte den Zeitpunkt, da es ihm zuerst gelang, einen großen historischen Stoff zu ergreifen und ihn mit seiner eigenen Seele zu durchdringen. Waren auch seinem „Hutten" zwei kleine Gedichtsammlungen vorangegangen: in ihm erkannte der Dichter jederzeit den „Erstling" seiner konzentrierten Kraft.

Er hat es einmal selbst erzählt, welches das Feuer war, das endlich die spröden Metalle, die sein Inneres barg, zum Glühen und in Fluß

brachte. Es waren die großen, historischen Ereignisse, die er selbst miterlebte, wenn auch als ein Tatenloser: die Gründung oder vielmehr die Auferstehung des deutschen Kaiserreichs und noch vorher die nationale Erhebung Italiens, seine Einigung unter einem italienischen Königshause.

Auf diese großen Begebenheiten, deren Wurzeln und Vorzeichen ihn seit seiner Jugendzeit beschäftigt hatten, sind die Grundzüge der allermeisten seiner Novellen und vieler seiner poetischen Erzählungen zurückzuführen. Sie entstanden aus dem Wunsche, die geschichtlichen Menschen der Vorbereitungsepochen in ihrem Kampfe und siegreichen Untergange lebensfähig und so, daß ihr poetisches Bild der Wirklichkeit gerecht würde, darzustellen, wie es die großen Meister der Renaissance in Malerei und Skulptur getan hatten.

Näher oder ferner bezieht sich seine ganze Lebensarbeit auf den größten Stoff des Künstlers: die geschichtliche Entwicklung der Menschheit. Er suchte die Ursache und die Erklärung der historischen Wandlungen in den historischen Menschen. Wo anders aber hätte er die menschliche Seele studieren können, als in den Bewegungen seiner eigenen!

Zu dieser Dichterarbeit befähigten ihn zwei Grundanlagen: der weite, große Gedankenflug und die feinen seelischen Fühlfäden seines Wesens. Das Muttererbe dieser beiden Anlagen, in denen sein dichterisches Schaffen wurzelte, machte ihn indessen,

solange er es nicht zu schätzen und zu verwenden wußte, herzlich unglücklich.

Mit seinen hohen, unsicheren Maßstäben stand er den kleinen Zielen, Mitteln und Wegen des alltäglichen Treibens fremd und verständnislos gegenüber. Er zerstieß sich die Flügel an den engen Rahmen und kleinen Fensterscheiben des bürgerlichen Daseins, solange sein eigenes Wollen noch unklar, ziellos und unfrei war. Der Konflikte, in die ihn seine feinen, und bis zu tiefer Verletzlichkeit eindrucksfähigen seelischen Organe brachten, gar nicht zu gedenken! Um nur eines zu nennen, war ihm von jeher jedes Wettlaufen, jedes Rivalisieren auf allen Gebieten gleich zuwider. Es wäre ihm beides gleich drückend gewesen: einen anderen zu überholen und auf die Seite zu drängen oder selbst zurückzubleiben und hintangesetzt zu werden. Ich glaube nicht, daß man ihn dazu gebracht hätte, sich mit anderen um eine Stelle oder um einen Preis zu bewerben. Ein solcher Einzelsieg konnte sein Gefühl als rohe Ungerechtigkeit verletzen. Am liebsten hätte er einen unbestrittenen Platz an der Sonne erreicht, von wo sein Schatten keinem anderen verdunkelnd auf den Weg gefallen wäre.

In jungen Jahren also litt er und sonderte er sich ab. Er litt und machte dabei auf die rechtschaffenen Leute den Eindruck ungebändigten Hochmuts und unberechtigter Überhebung.

Aus dieser Unsicherheit und diesen schmerz-

lichen Kämpfen heraus wurden „Huttens letzte Tage“ geboren, eine Dichtung, deren erste Ausgabe mehr, als er es später vor seinem historischen Gewissen verantworten konnte, seine eigene Seele offenbarte.

Wie er mit „Hutten“ begonnen, so dachte er mit Kaiser Friedrich II., dem rätselhaften Hohenstaufen, seine Lebensarbeit abzuschließen. In seiner Hohenstaufentragödie — so nannte er seinen letzten und höchsten Plan — wollte er den Moment zeigen, wo, dichterisch geredet, der geniale Kaiser sein Schicksal hätte „einrenken“ können durch den Verzicht auf unumschränkte Weltbeherrschung. So und nicht anders ist C. F. Meyers Wort an Adolf Frey in Bezug auf diese Dichtung zu verstehen: „Ich dachte daran, wie ein gleichsam verfahrenes und verpfuschtes Leben durch die göttliche Fügung wieder eingerenkt werden kann“[1]). — Auch den Dichter führt der Anspruch auf schrankenlose Gebiete zur Zerfahrenheit. Auch für ihn liegt in dem zur Konzentration gehörenden Verzicht die Bedingung der Kraft. Man könnte in erweitertem Sinne sagen, auch im Drama des Dichterlebens sei die vollkommene Wirkung abhängig von der Einheit des Ortes und der Handlung wie von der aus der Kürze des Menschendaseins von selbst sich ergebenden Einheit der Zeit.

[1] Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVI, S. 199: „Conrad Ferdinand Meyers ‚Petrus Vinea‘“. Von Adolf Frey.

VI.

Es hat mich immer fremdartig berührt, wenn mir da oder dort ein Zeitungsabschnitt in die Hände fiel, auf dem das Leben meines Bruders erzählt war, wobei seine Jugend eine durch moralischen Druck und eingeengte Verhältnisse verkümmerte genannt wurde. Oder wenn ich gar der Phrase begegne, er sei in den Banden eines ängstlichen Pietismus erzogen worden, von denen er sich später freigemacht habe. So wenig treffen diese Angaben zu, daß ich ganz darauf verzichten muß, sie zu widerlegen. Sie verraten eben nur eine begreifliche Unkenntnis der damaligen, speziell der schweizerischen Zustände und geistigen Strömungen. Ich werde mir dabei bewußt, daß meines Bruders Knabenzeit, die mir in lieber, heller Erinnerung steht, weit, weit zurückliegt, sozusagen im Anfange des vorigen Jahrhunderts! Wer kann sich noch dahin zurückversetzen? Wer nimmt sich Zeit dazu, heute, da alles Vergangene in Schnelligkeit wissenschaftlich klassifiziert wird, damit sich des gegen-

wärtigen Tages volle Gedankenarbeit so rasch und exakt, als die neuen Instrumente es erlauben, den Aufgaben und Zielen des zwanzigsten Jahrhunderts zuwende?

Nur über unser sonniges Elternhaus denn ein paar Worte! Als ich sechs Jahre nach meinem einzigen Bruder zur Welt kam, kurz nach der Pariser Julirevolution, deren Wellenschlag auch die schweizerischen Verhältnisse beeinflußt hatte, stand unser Vater, der zur jungen liberalen Partei gehörte, mit seinen Freunden an der Spitze des zürcherischen Staatswesens. Die politischen Interessen herrschten damals bei uns in so hohem Grade vor und bedeuteten für ihn eine so schwere Arbeitslast, daß ihm für den Verkehr mit dabei unbeteiligten Freunden keine und für den väterlichen mit uns Kindern wenig Zeit blieb. Desto mehr schätzten wir es, wenn wir einmal mit ihm ausgehen durften. Er war für uns die größte Autorität. Ich erinnere mich nicht, daß er mich je gestraft hätte; aber es lag etwas in seiner edeln, schlanken Erscheinung, in der hohen Stirn und dem lautern Blicke seiner großen, blauen Augen, das uns in Zucht hielt. Dabei war er uns sehr lieb. Machte ich einen Streich, so war es für mich die fürchterlichste Strafe, wenn das Wort erging: „Das ist zu arg! Das müssen wir dem Papa sagen." Ich wußte, er würde dann sehr traurig werden.

Das geschah aber nur im äußersten Falle.

Man betrat den Vorraum seiner Arbeitszimmer mit schüchternen Sohlen, denn er durfte nicht unnötig gestört werden.

Wir bewohnten ein großes, altes Haus mit einem weiten Garten, den ein schattiges Wäldchen abschloß. Inmitten dieses Gehölzes, aus dem uralte Pappeln und weißstämmige Birken aufragten, stand ein einsamer gemauerter Pavillon, der meist verschlossen war, auf einem freien, von wohlriechenden Gebüschen umsäumten Platze. Die stille Bank, die sich dort an das Gemäuer lehnte, ist der einzige Ort im Garten, den unser Vater, selten genug, mit einem Buche in der Hand aufzusuchen pflegte. Er war dort ungestört, und die hinter der dichten Weißdornhecke vorüberrauschenden Wasser des Sihlkanals, der das Grundstück begrenzte, verbreiteten Kühlung. Überall nach rechts und links dehnte sich hinter der ruhigen Vorstadtstraße, in der wir lauter gute Nachbarn hatten, dieses blühende, duftende Gartenrevier und gewährte uns einen unbegrenzten Spielraum freier Bewegung.

Wir hatten es also gut. An Luft und Licht und Freiheit litten wir keinen Mangel. Bis zum Tode unseres Vaters war unsere Jugend eine bevorzugt helle, beschützte und sorglose.

Aber auch später, als unsere gute Mutter nach ihrem größten Verluste ein „trauriges Herz" hatte, behielt sie stets ihren weiten, für künstlerische Eindrücke offenen, „heiteren Geist", bis er, durch

ein physisches Leiden beeinflußt, in den letzten zwei Monaten ihres Lebens sich verdüsterte. Sie selber freilich beklagte es oft, wie viel wir an treuem Schutz und Rat und an Lebensglück durch den Tod unseres Vaters eingebüßt hätten, denn sie entbehrte ebensosehr wie seine milde Nähe in täglichem Schmerz sein immer wohlbegründetes Urteil und seine überlegene, sichere Ruhe.

Wir Kinder trugen damals an diesem Leide weniger schwer, da uns doch die treuste Mutter geblieben war. Jetzt aber, C. F. Meyers Leben als Ganzes überschauend, sehe ich doch nach dem Tode unseres Vaters die Spur sich abzweigen, die meinen Bruder auf einsame Pfade führen mußte und zu jahrelanger fruchtloser Anstrengung, sich eine unbeschrittene Bahn zu brechen. Damals mag es gewesen sein, daß seine Leistungen in der Schule zu Klagen veranlaßten. Er arbeite ungleich hinterbrachte man der Mutter. In den einen Fächern mit Vorliebe, in den anderen so wenig als immer möglich. An Talent fehle es ihm nicht, aber er dauere nicht aus. Dem damals Fünfzehnjährigen wurden von wohlmeinenden Familienfreunden Vorhalte gemacht: Er sei nun die einzige Stütze der zartfühlenden, trauernden Mutter. Seine Pflicht sei, durch Fleiß und geordnetes Studium eine feste Stellung zu erringen um ihretwillen.

Das hätte er gerne, ohne dazu ermahnt zu werden, aus freiem Willen getan. Doch, davon bin ich heute überzeugt, er konnte es nicht. Er

empfand den Zuspruch Fernstehender als Verletzung, empfand als tiefes Leid anderseits die Enttäuschung und die Sorge, die er seiner Mutter, die ihm das Teuerste war, verursachte. Er verschloß sich in sich selbst und vertrotzte sich in dumpfem Schmerz.

Unsere Mutter erschien mir als das Zarteste, Lieblichste und Beste auf Erden. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur. Von früh an, schon seit dem Tode der sorgsamen Großmutter, der dem unseres Vaters in der Frist von zwei Jahren folgte, war ich weniger darauf bedacht, ihr zu gehorchen — das gab sich von selbst — als sie, die verwitwet und betrübt genug war, vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsere Unbändigkeiten und Mißgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten.

Ich bin ganz davon überzeugt, daß mein Bruder innerlich nicht anders zu ihr stand und schwer darunter litt, daß seine damalige Sturmwindsanlage, verbunden mit einer für jede Verletzung empfindlichen, jeden Druck verdoppelt fühlenden und dagegen reagierenden Reizbarkeit, ihn seiner Mutter gegenüber nicht rücksichtsvoll und stützend, wie er gerne gewollt hätte, sondern nicht selten unzugänglich und schroff erscheinen ließ.

Schon oft habe ich mich gefragt, zu welcher Zeit eigentlich und durch welche Veranlassung mein überlegener, lustiger und erfindungsreicher Spielkamerad mit dem dichten braunen Ringelhaar sich

in einen träumerisch in sich verschlossenen, von der Außenwelt verzichtend sich abwendenden, mich haupteshoch überragenden, mageren jungen Mann verwandelt habe.

Solange C. F. Meyer unter dem Schutze der ruhigen Autorität seines Vaters sich geborgen sah, beschlich ihn kein Zweifel, daß auch für ihn das Rechtsstudium die fest vorgezeichnete Laufbahn sei. Später, als er seiner Aufgabe allein gegenüberstand, wurde er an diesem Berufe, zu dem er keine Anlage hatte, irre, ließ sich aber, innerlich von Zweifeln und Unsicherheiten jeder Art bestürmt, durch die Verhältnisse weitertreiben. Lust und Liebe zu einem trockenen Fachstudium gingen ihm dabei verloren. Er las unendlich viel und orientierte sich überall, ohne irgendwo, die neueste Literatur vielleicht ausgenommen, wirklich zu Hause zu sein und seines Lernens froh zu werden.

In späteren glücklichen Zeiten fragte ich ihn selbst einmal: „Konntest du eigentlich oder wolltest du damals deine Rechtsstudien nicht fortsetzen?“ — „Beides,“ sagte er und lenkte das Gespräch auf erfreulichere Dinge.

Physisch war mein Bruder eine durchaus gesunde Natur. Er ritt und focht. Er war ein rascher und unermüdlicher Fußwanderer und ein vorzüglicher Schwimmer. Die Berge der Heimat, die reinen Lüfte der Höhen, Schnee neben Alpenrosen, tiefe Himmelsbläue über Gletscherfirn und dunkeln Arvenwipfeln — dahin ging sein starkes

Sehnen, darin lebte er auf und atmete er Glück in vollen Zügen. Nicht daß er ein regelrechter Bergbesteiger gewesen wäre, wie es etwa heute die verdienstvollen Mitglieder eines Alpenklubs sind! Unvorsichtig und willkürlich, am liebsten führerlos machte er zu jener Zeit seine Bergfahrten, von denen er immer mit beschädigten Schuhen und zerrissenen Kleidern, aber heil und gesund zurückkehrte.

Viele Jahre später, als er nach einem kurzen Aufenthalt in Silvaplana, von Züricher Freunden dort aufgestöbert und zu einem Ausfluge eingeladen, bei der scharfen Straßenwendung zu Campfer aus dem stürzenden Fuhrwerk auf die neben dem Wege aufgehäuften Bausteine geschleudert worden war und mit gebrochenem Arme mehrere Wochen, gerade bis zum Winterschnee, in Pontresina liegen bleiben mußte, hat er in einem Gedichte „Fiebernacht", einem poetischen Tagebuchblatte, sein eigenes Jugendbild gezeichnet. Er hält Zwiesprache mit dem Berggeist:

. . . Ich höre deine Ströme rauschen,
Gib mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen.
. . . Hast du mich leise rufend nicht gezogen?
Warst du mir lange Jahre nicht gewogen?
Und wenn in deinem Reich ich mich verirrte,
Schritt nicht, wie Zufall, mir voran ein Hirte
Und ließ mich — ungerufen, ungebeten —
Bergab in seine sichern Stapfen treten? —
Du bist mir gram geworden? . . .

Aus dem Flutensturz und der Laue Tröhnen klingt die Antwort:

Ein junger Wandrer kam zu mir gefahren
Mit hast'gen Schritten und mit weh'nden Haaren,
Ein bleiches Bild! So ist er ohne Bangen
Auf meinen schmalen Gräten umgegangen:
Und über Klüften, schwindelnd abgrundtiefen,
Aus welchen jubelnd ihn die Wogen riefen,
Ist er gewandelt auf gestürzten Föhren
Und schien in meine Wildnis zu gehören,
Ein dumpfer Ton in meinen dumpfen Chören —
Du warst's . . . und gingst an eines Abgrunds Saume,
Unkundig der Gefahr in wachem Traume!
Doch mir gefiel der Kühne und der Blinde,
Und Sorge trug ich dir als einem Kinde.

So war er als Zwanzigjähriger. Unglücklich nennen durfte man ihn nicht. Er hätte es nicht gewollt und nicht ertragen. Er war es schon in dem Sinne nicht, daß er sicherlich niemals mit einem anderen Menschen getauscht hätte. Er hätte sein Los für kein anderes, und noch viel weniger hätte er sein Ich, ob es auch damals noch ein unharmonisches Wesen war, gegen ein anderes weggegeben.

Von den Gütern der Erde verlangte er im Grunde wenig. Er war keine vergnügungssüchtige, begehrliche Natur und hatte für Luxus, der ohne künstlerischen Sinn und Wert ist, niemals Gefühl. Unbequemer Überfluß, der Sorge und Pflege verlangt, war ihm in der Jugend als ein Hemmnis seiner freien Bewegung sogar zuwider. Aus ähn-

lichen Gründen verhielt er sich den ihm damals zugemuteten geselligen Vergnügungen gegenüber ablehnend.

Ach, diese Freuden
Sind so bescheiden
Und von Leiden
Kaum zu unterscheiden —

pflegte er dabei zu seiner Rechtfertigung aus Tieck anzuführen. Die Mutter drängte ihn nicht dazu und schwieg. War doch auch unserem Vater die Zeit immer zu kostbar gewesen, um sie mit Zerstreuungen zu kürzen.

Vielleicht wurden wir etwas zu wenig erzogen. Wer vermag es zu sagen? Ich fürchte, die weiseste Pädagogik hätte den seelischen Naturanlagen meines Bruders gegenüber versagt. Nur einer konnte ihn erziehen, und das war er selbst. Und er konnte es erst bei gereifter Manneskraft mit der vollen Spannung seines Willens zu treuer künstlerischer Arbeit. Erst als er ein begehrenswertes Ziel vor sich sah und erkannte, wohin seine Anlagen deuteten, und wohin er berufen war.

Die Elemente seines Lebenskampfes, der wahrlich kein kleiner war, lagen in ihm selbst. „Ich bin kein starker, aber ein durchaus unabhängiger Charakter," sagte er einmal. Das ist kein glückliches Material zur Selbsterziehung. Auch ein reiner Charakter war er glücklicherweise. Aber dessen war er sich kaum bewußt. Die weit vorherrschende unter seinen geistigen Anlagen war

seine weltumfassende, in die Ferne greifende, rastlos schaffende, von einem Bilde zum anderen übergehende Phantasie. So ruhelos schwebte sie, daß er als Knabe kaum vermochte, sie auf einem Gegenstande festzuhalten, um eine größere Arbeit, eine Zeichnung zum Beispiel oder eine ihm aufgetragene schriftliche Aufgabe, gleichmäßig auszuführen und zu vollenden. Was nicht im ersten Wurf gelang, ließ er unfertig liegen, und fing Neues an. Dabei hatte er eine scharfe Beurteilung seiner Fehler und stellte an sich große Forderungen. Erfüllte er sie nicht, so sanken ihm entmutigt die geistigen Schwingen. Er entwarf in scharfen, charakteristischen Umrissen, die er nicht füllen konnte. Diesen unsteten Zug seines Wesens kannte er wohl. Er verglich sich selbst dem nie rastenden Winde.

Unserer trauernden Mutter war nach dem Tode ihres Mannes noch eine tröstende und sorgende Stütze geblieben in ihrer eigenen Mutter, die, soweit ich zu denken vermag, immer mit ihrem einzigen Kinde unter einem Dache gewohnt hat. Unsere Großmama, eine feine, bewegliche Frau mit sprechenden, dunkelbraunen Augen, war von regsamem Geiste und hellem, freundlichem Gemüt. Ihre Heiterkeit und Anmut, ihre Freude an Kindern und Blumen ließ sie jung erscheinen bis in ihr hohes Alter. Sie war die nimmermüde Teilnehmerin an unseren Spielen und Interessen geblieben. Zu ihren Lebensbedürfnissen gehörte ein freistehendes Haus mit Hof und Garten, in dem

unter ihrer sachverständigen und liebevollen Aufsicht feine Gemüse für den Hausbedarf gezogen und die mannigfaltigsten einheimischen und fremden Blumen gepflegt wurden. Sie war auch die unbeschränkte Herrin aller süßen und saftigen Baumfrüchte und Beeren, die im Garten reiften, und es war ihre Freude, lieben Bekannten oder Kranken von dem Überfluß ihrer Früchte und dem Reichtum ihrer Blumen mitzuteilen. Diese leichten, duftenden Gaben durfte ich als ihre kleine Botin den Freunden bringen. Auch für uns war sie die gute Spenderin vieler Freuden und Annehmlichkeiten und damit in gewissem Sinne ein Mittelpunkt des Hauses.

Erst als auch sie, während mein Bruder in Lausanne war, nach einer Winterkrankheit nicht mehr zu Kräften kommen konnte und im Hochsommer dahinstarb, fühlte sich unsere Mutter völlig verwaist und nahm dankbar das Anerbieten unseres väterlichen Oheims an, der ihr ein weites Gelaß in unserem urgroßväterlichen Hause in Stadelhofen als Wohnung zur Verfügung stellte. Es war nach dem Tode eines alten Anverwandten kurz vorher käuflich in seine Hände übergegangen.

Dieser Wohnungswechsel war ein guter Tausch. Dennoch erscheint mir heute, aus weiter Ferne gesehen, jener Wegzug aus dem Bereiche, wo die Großmutter uns aufzog und verzog, beschenkte und zur Arbeit anhielt, ergötzte und belehrte, als der Zeitpunkt, da die goldschimmernde, hoffnungsfrohe, zwanglose Kinderzeit sich abschloß.

Mein Bruder kam von Lausanne zurück und schickte sich nun nach wohlbestandener Prüfung dazu an, die Kollegien an der Universität zu besuchen. Stadelhofen war ein vornehmeres Quartier als die durch weite Gärten getrennten „Seidenhöfe" vor dem alten Rennwegtor. Hier traf das Auge auf grüne Hecken, unregelmäßige Einfassungen, blumige Raine, überströmende Brunnen und niedrige, von Fruchtbäumen überschattete Gartenpforten. Dort bildeten hohe Mauern und eiserne Portale auf der Straßenseite die Verbindung zwischen den steinernen Häusern. Das Zimmer meines Bruders war von nun an nicht mehr ein Gartenstübchen wie bisher, sondern ein prächtiger, altertümlicher Raum mit der Seitenaussicht auf ein Stückchen See und die stets bunt belebten zwei Landungsstellen der Dampfboote. Auf der anderen Seite beherrschte er mit zwei Fenstern die Straße und den Platz vor der damaligen Kornhalle mit ihrem starken Verkehr und mit ihren Heeren von Tauben, die sich um die beim Umladen aus den Säcken gefallenen Körner stritten.

Alles dieses laute Leben sagte ihm weniger zu als die Gartenstille von ehemals. Er sah kaum darüber hin. Aber wenn im Frühjahr der wilde Föhn an den hohen Fenstern seines Eckzimmers rüttelte, dann freute er sich. Er fühlte sich ihm naturverwandt. Er war ihm lieb:

Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind.

Er selbst, in seinem schmerzlichen Vermissen bestimmter hoher Ziele, war damals der Sturmwind, der über die flache Ebene hinwegsaust, an den Felsen des Hochgebirgs aber sich bricht und in dessen tiefen Schluchten sich verfängt.

Noch spät, als er diese Anlage so bezwungen und gebändigt hatte, daß andere ihrer nicht mehr gewahr wurden, war er selbst sich ihrer noch bewußt.

Wer teilt die Jagd des Bluts und seiner Tropfen!
Es ist der Sturm, der nie zur Rüste geht,
Die Wechselglut des Nehmens und des Gebens,
Und meine Haare wehen windverweht
In allen Augenblicken meines Lebens.

Diese rastlose innere Schwungkraft seiner Jugend gab ihm die Zuversicht eines großen Könnens, der seine Leistungen damals in keiner Weise entsprachen. So verzehrte er sich in schweigender Ungeduld und Ohnmacht. Neben sich sah er Minderbegabte ruhig ihren Weg gehen, von Stufe zu Stufe steigen und ihr nahe gestecktes, von ihm allerdings unbeneidetes Ziel, den bürgerlichen Beruf und Broterwerb, sicher erreichen. Er aber geriet nach und nach außer Reih und Glied seiner Altersgenossen und sah sich in der ihn tief beschämenden, schmerzlichen Lage, wie alle, die in einem achtenswerten, regelrecht geordneten Gemeinwesen nicht klassifiziert und jedem einleuchtend untergebracht werden können, mißachtet, bemitleidet und verleumdet zu werden.

Hätte nur einer, hätte nur er selbst damals seinen künstlerischen Beruf erkannt, so deutlich und unwidersprechlich erkannt, daß er mit ganzem Entschluß ihn ergriffen hätte, er wäre alles Druckes und aller Zweifel ledig geworden. Die Liebe seiner Mutter hätte die äußeren Hemmnisse um jeden Preis weggeräumt. Um ihm freie Bahn zu öffnen, hätte sie sich mit Freuden eingeschränkt, ja, mit heiterem Mute gedarbt, wenn es nötig geworden wäre. Doch es war gerade sein Mangel an Wahl und Willen, der damals wie ein Bann auf ihm lag. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst und wäre doch gerne von anderen hochgehalten worden. „Ich zürne es jungen Leuten nicht sehr," sagte er mir einmal viel später halb im Scherz, „wenn sie, überall pädagogisch gedemütigt und an ihr Örtchen hinuntergedrückt, sich ihrerseits zu hoch schrauben und sich aufzupuffen versuchen. Ich weiß aus Erfahrung, es ist gleichsam ihre Notwehr gegen die Außenwelt. Gelingt einem eine gute Leistung, dann wird man bescheiden, wie ein Glücklicher es sein darf."

Damals erschien er sich als ein Rätsel und, was er niederschrieb, dürftig, weit entfernt von dem, was er mit heißem Streben suchte. „Sieh," sagte er zuweilen, „wenn ich morgens mit einer Fülle von Ideen erwache, und ich will meinem Gedankengeschmeide die dazu passende Fassung geben, so komme ich mir vor wie jener arme Hirtenjunge, dem der Berggeist Rübezahl erlaubte,

seine Taschen mit Gold zu füllen. Als er heimkam und sie umwandte, um sein Glück vor sich auszuschütten, fiel nichts heraus als dürres Laub."

So verlernte er es, seine Gedankengänge niederzuschreiben; so, und nicht, wie gesagt wurde, weil er sich vorwiegend der französischen Sprache bedient hätte, verlor er mit der Gewohnheit die Leichtigkeit und die Freude, sich schriftlich auszudrücken. Das deutsche Sprachgefühl ging unter in der Masse seiner vielsprachigen Lektüre aus Mangel an Übung, da er ein Einsamer war und damals vielleicht überhaupt nicht immer in Worten dachte. Verse hat er immer geschrieben, doch alle verschwanden im Feuer. In jener Zeit der Selbstkritik, da ihn nichts befriedigte, bekamen seine Handschrift und sein Stil jene Gedrängtheit, die seiner Schreibweise eigentümlich geblieben ist. Ich erinnere mich einer Reihe epischer und dramatischer Fragmente, die er mir von 1845—1850 vorlas. Alle in knappem, an Platensche Schule erinnerndem Stil. Eine Tullia, ein Tarquin, ein Cäsar Borgia tauchen schattenhaft in meiner fernsten Erinnerung auf. „Cäsar Borgias Ohnmacht", zuerst in den „Romanzen und Bildern" abgedruckt, ist nichts anderes als ein Monolog aus einem jener ersten dramatischen Entwürfe, den Conrad Ferdinand Meyer hervorholte und, ihn entfaltend, ausarbeitete, wohl da er ihm besonders wert war, weil er ein auf seiner eigenen Erfahrung beruhendes künstlerisches Motiv festhielt: die in einen Augen-

blick zusammengedrängte Entscheidung mit unabsehbaren Folgen. Dies aus einem alten Fragment der ersten dichterischen Versuchsperiode mächtig aufgesproßte Gedicht berührt sich sonderbarerweise darin mit seiner reifsten Arbeit, der „Versuchung des Pescara", daß in beiden der Held keine freie Gewalt des Entschlusses hat. Weder Cäsar Borgia noch Pescara entscheiden. Es ist schon über sie entschieden.

Die Mehrzahl der größeren Pläne, die C. F. Meyer in seiner späteren Arbeitszeit ausgeführt hat, mögen ihn, sei es in einzelnen Charakteren, sei es durch einen geschichtlichen Zug oder auch nur durch eine landschaftliche Stimmung, als flüchtige Phantasiegebilde schon während seiner Jugendgärung zur Bearbeitung gereizt haben. Neben alten römischen Stoffen beschäftigten ihn schon damals die Gestalten der deutschen Kaiserzeit: Otto III., Kaiser Heinrich IV., Friedrich II., König Manfred und Konradin von Schwaben.

Dieses wiederholte und immer deutlichere Auftauchen seiner poetischen Probleme nach jahrelangen, mit den verschiedensten Erlebnissen gefüllten Zwischenräumen bezeichnet die Arbeitsweise des Dichters. Es zeigt auch, wie er in seiner innersten Anlage unter den wechselnden äußeren Einflüssen und Erfahrungen dennoch derselbe blieb. Standhafter und geduldiger ist er geworden, gefestet und entwickelt hat ihn das Leben und die künstlerische Arbeit. Er ist durch schwere Krisen gegangen, die

ihn geläutert und umgeformt haben. Sein Metall aber blieb das gleiche.

Es war keine verlorene, es war keine zerstörte Jugend, die mein Bruder später zu beklagen gehabt hätte, aber es war ein langes Traumleben. Mir wird heute noch wehmütig ums Herz, wenn ich mich zurückversetze. Die bewegten vierziger Jahre, der Sonderbundskrieg, den er nicht mitmachen mußte, weil er seiner großen Kurzsichtigkeit wegen vom Militärdienst befreit war, die stürmischen Ereignisse von 1848 und 1849, denen er mit ungeduldigem Interesse als leidenschaftlicher Zeitungsleser folgte — alles flutete an ihm vorüber, ohne ihn von seiner Sandbank zu lösen und ihn in eine freudige Arbeitsströmung hinauszutragen.

So konnte es doch nicht bleiben!

Im Anfange, ja, da war es schön gewesen, als er mir Platens Gedichte vorlas und die damals neuerschienenen Gedichtsammlungen Freiligraths und Lenaus zu Weihnachten schenkte. Wie sollte ein vierzehnjähriges Mädchen, das sein älterer Bruder so wert hält, daß er ihm die eigenen Verse vorliest, sich nicht mit ihm für seine Lieblingsdichter begeistern! Wie sollte es ihm für dieses Mitteilen geistigen Genusses, für dieses Mit-hineinblicken-lassen ins Reich der Poesie nicht dankbar und herzlich zugetan sein! Dem Schulmädchen klangen sogar die Verse, die Freiligrath dem toten Grabbe widmet, wunderschön:

. . . Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet:
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

Aber sollte es denn nicht nur schön, sondern auch wirklich und wahr sein? Sollte es meinen geliebten Bruder ganz persönlich angehen?

Nein, das gab ich schon mit sechzehn Jahren nicht mehr zu. Das wäre einfach nicht auszuhalten gewesen und sollte nicht sein. Schon um unserer Mutter willen nicht, die doch eine Freude haben mußte nach all dem schweren Leid, und die jeder Strahl der Schönheit in Natur, Poesie und Kunst im Herzensgrund erquickte.

An sie wandte ich mich denn mit Bitten, sie möge doch mich irgend etwas, dessen ich fähig wäre, lernen lassen. Es sei doch sehr nötig, schon damit ich später mein eigenes Brot essen könne. Sie selbst hatte in ihrer Jugend gezeichnet und nur, weil sie sich früh verheiratet hatte, diese liebe Kunst aufgegeben. So freute sie der Gedanke, ich könnte neben ihr Porträts malen oder Zeichenstunden geben.

Einer ihrer Verwandten war nach zehnjährigem Aufenthalt in Rom um seiner alten Eltern willen gerade aus Italien heimgekehrt. Er richtete sich, früher ein begabter Schüler von Horace Vernet, in Zürich sein Atelier ein und schickte sich, nicht ohne manchen stillen Seufzer, jetzt dazu an, die Bildnisse hervorragender Zürcher und schöner Bräute in Atlasgewändern zu malen.

So bekam ich besseren und ausgiebigeren Unterricht, als es damals sonst in unserer Vaterstadt zu erreichen war. Es gingen mir neue Horizonte auf. Bald zeichnete ich mit Wonne nach der Antike und jeden Tag auf Verlangen meines Lehrers mindestens etwas nach dem Leben, wenn es auch nur die kleine Skizze eines Baumes oder eines Faltenwurfs gewesen wäre.

Die Mutter lebte auf, und mir verwischte sich jedes persönliche Verständnis für den „Kainsstempel". Dafür ging mir allmählich ein ganz neues auf für das alte Wort: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Mein Bruder, der mir alles Gute gönnte, freute sich meiner künstlerischen Fortschritte. „Zeichne nur!" sagte er. „So lernst du richtig sehen. Das kommt auch mir zu statten; du siehst dann auch für mich." —

Das Schlimme an seiner damaligen Lage war ihre Aussichtslosigkeit. Es nahte sich nun auch für ihn der Augenblick, da er sie nicht länger aushielt und die selbstgeschmiedeten und doch unfreiwillig getragenen Fesseln sprengen mußte. Die Befreiung kam aber, wie es sich denken läßt, nach so langem Verharren in einer unnatürlichen Lage nur mit einer schmerzlichen Krise.

Seltsam, sie wurde zuerst durch ein Buch vorbereitet, dessen Verfasser ihn später, als er zaghaft seine ersten „Balladen" herausgab, in verständnisvoll-freundschaftlicher Weise ermutigt hat. Er

kaufte sich einen Band „Kritische Gänge“ von Friedrich Vischer. Über Goethes „Faust“, italienische Malerei und über Eduard Mörike, der meinem Bruder immer besonders lieb war, sprach sich der berühmte Ästhetiker, soviel mir erinnerlich, darin aus. Meyer las das Buch, gab dem Autor recht, las es wieder und sah sein eigenes Dichten, seine Ideen von bildender Kunst und Dichtkunst wie ein morsches Brettergerüst zusammenstürzen. Wie das geschah, kann ich nicht sagen. Die „Kritischen Gänge“ hat mir mein Bruder niemals vorgelesen. Jedenfalls war, was Vischer in der Auffassung des Einsamen zerstörte, nicht stichhaltig. Ich glaube, seine Kritik war dazu bestimmt, den Boden zu reinigen, auf dem später, als er durch gründliche sprachliche und geschichtliche Kulturstudien dazu bereitet war, Jakob Burckhardts geniale Einblicke und Urteile wie mit einem Zauberstabe neue lebendige Gebilde hervorriefen.

Damals denn vernichteten die „Kritischen Gänge“ jene falschen Voraussetzungen, von denen der Unberatene bei seinen einsamen Studien ausging, und in denen er sich abarbeitete. Er ward irre an allem seinem Können und Verstehen. Kleine, an sich unbedeutende Begegnisse des täglichen Lebens fielen als letzte Tropfen in diesen bitteren Kelch der Selbsterkenntnis, bis er überfloß.

Neben dem rastlosen Gedankenflug war meinem Bruder noch eine zweite künstlerische Anlage zu teil geworden, ein Erbstück seiner Mutter, das er aber

noch nicht wie sie in ihrer zarten Weise, erheiternd und tröstend, anderen und sich selber zu gute kommen ließ, sondern als scharfes Werkzeug gegen sich selbst wandte zur eigenen Qual. Er hatte, wie sie, ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß. In jener Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln, konnte er durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden. Diesem seelischen Organ entsprach ein Gehörsinn, dessen Schärfe ihn peinigte.

So störten ihn im Sommer, wenn die großen Fensterflügel seines Eckzimmers offen, die grünen Jalousien geschlossen waren, mehr als das Geräusch der Räder auf der Straße, die Gespräche der Leute, die auf dem Fußsteige unter seinen Fenstern vorübergingen. Anfangs belustigte ihn das. „Heute gab ich acht," sagte er einmal; „von sechs Gesprächen, die fragmentarisch zu mir heraufklangen, handelten ihrer fünfe vom Geld." Später hörte er von der Straße herauf wiederholt, wie das Gerücht sich verbreitete, er sei gestorben. Das verdarb ihm den Humor der Sache.

In seinem großen Zimmer hatte ihn früher oft ein junger Schweizer aus den Urkantonen besucht,

mit dem er beim Zeichnenunterricht bekannt geworden war. Der kleine Landschaftsmaler, ein aufgeweckter, praktischer Bursche, war nachher von seinem Vater, der ihm eine künstlerische Ausbildung geben lassen wollte, die er selbst entbehrt hatte, nach München geschickt worden und zu dessen großem Schmerze dort am Typhus gestorben. Als nun der Vater einmal nach Zürich kam, zog es ihn zu meinem Bruder, dessen Interesse für die Malerei seines Sohnes er gekannt hatte, um mit einer befreundeten Seele von dem ihm frühzeitig Entrissenen zu reden.

So hörte C. F. Meyer eines Tages eine alte Stimme, die auf der Straße nach ihm fragte, und sah durch seine Jalousien ein ehrliches, graues Haupt in Tränen: „Ach, ist's möglich? Der gute Herr ist auch gestorben! Und ich wollte ihm gerade noch Grüße meines seligen Sohnes bringen!" Den Laden aufstoßen und hinunterrufen: „Nein, nein! Hier bin ich!" war für Conrad das Werk eines Augenblicks. Er holte dann den Vater seines Freundes zu uns herauf und suchte ihn zu trösten. Davon blieb ihm nachträglich ein Gefühl, als wolle das Publikum durchaus ein Leichentuch über ihn werfen. Und ich glaube wohl und hoffe, daß er innerlich anfing, sich stark dagegen zu sträuben.

Unsere Wohnräume waren von dem Seezimmer meines Bruders durch einen langen Korridor getrennt, dessen Fenster links in die von hohen Mauern umschlossenen Höfe eines Nebengäßchens hinunter-

sahen, während auf der rechten Seite sich eine Reihe von Türen, deren eine in mein kleines Atelier führte, auf den Gang öffnete. Ganz am entgegengesetzten Ende schloß ein großes Wohnzimmer mit Nebenstuben, die durch Seitentüren verbunden waren, die weitläufige Wohnung ab.

In diesem anmutigen, altertümlichen Wohnzimmer mit seiner langen, hellen Fensterreihe, die nur in der Mitte durch eine steinerne, von Efeu umrankte Säule unterbrochen war, hielt sich unsere Mutter auf. Da tranken wir Tee, da empfing sie ihre vielen Besuche. Neben dem großen Sofa, das an der einen breiten Wand des fast quadratförmigen Raumes stand, führte eine Seitentür in ein Nebenzimmer, das keinen eigenen Ausgang auf den Korridor hatte. Sobald nun mein Bruder, der oft bei uns saß oder singend den langen Gang durchwanderte, mit seinem Ohr die Tritte eines nahenden Besuches auf dem Kiese des Hofes oder den Klang einer sich anmeldenden Stimme vernahm, verschwand er blitzschnell durch diese Seitentür und erreichte auf einem Umwege den Gang und sein ungestörtes Revier. Im großen, kühlen Nebenraume befand sich an der Wand, an die sich im Empfangszimmer die Polsterkissen des Sofas lehnten, ein kleiner, gewöhnlich mit Büchern beladener Tisch. Einzelne davon gehörten mir — ich hatte dort mein Lesewinkelchen — viele auch meinem Bruder. Wir trugen sie hin und her und benutzten sie gemeinsam.

Nun kam eines unseligen Tages, als ich in meiner Werkstätte zeichnete, ein wohlmeinendes altes Fräulein zu unserer Mutter, die immer für ihre Besucherinnen einen freundlichen Empfang und ein liebliches Wort hatte, auch wenn sie ungelegen kamen. Warum gerade diese teilnehmende Seele meinem Bruder trotz trefflicher Eigenschaften nicht sympathisch war, weiß ich nicht. Sie hatte Pockennarben, sprach etwas sentimental und machte Verse; das war es wohl.

Als sie nun neben der Mutter, die vielleicht leidend war, auf dem Sofa saß, fragte sie nach deren Befinden und dann nach dem Ergehen und der Beschäftigung meines Bruders, den sie gerne schön eingeordnet in menschliche Verhältnisse als den Stolz seiner Mutter gesehen hätte. Mit mehr Eifer zu trösten als barmherzigem Takt verstieg sie sich zu Fragen und hoffnungsvollen Erwähnungen, die der armen Mutter bitter wehtaten. Es überquoll in ihr die Wehmut. Sie, die sonst so Tapfere, brach in Worte aus, die ungefähr lauten mochten: „Schonen Sie meiner! Mein erstes, mein begabtes Kind ist für solche Zukunftshoffnungen einer Mutter verloren! Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da ...“

Und mein armer Bruder hörte das.

Er hatte ein Buch vermißt, war leichten Schrittes über den Gang gekommen und, da er eine fremde Stimme im Wohnzimmer hörte, durch die Hinterpforte ins Nebenzimmer zu meinem

Büchertischchen gelangt, um das Gesuchte zu holen, und gerade war da der Schmerzenslaut unserer Mutter an sein Ohr gedrungen.

Still und unbemerkt war er wieder davongegangen. Aber die Wunde, die er empfangen hatte, war so tief, daß es mir nachher, als ich den Ausbruch seines Schmerzes sah, vorkommen wollte, sie sei unheilbar. Ich erschrak bis ins Herz hinein für beide, für ihn und für die arme Mutter. Auch sie konnte sich nicht trösten über das, was sie gesagt hatte, obschon ihrem Gefühl und ihren Gedanken fernlag, was sich wie ein Dolch in seine Seele gesenkt hatte:

„Sie sagte einer Fremden, ich sei für sie tot! — Was ist denn nur an mir, daß man mich nicht liebgewinnen kann . . . ? Inwiefern bin ich denn nicht wie die anderen . . ? Warum beklagt denn jene Häßliche, daß meine Mutter mich zum Sohne habe . . ? Sage mir auf dein Gewissen, um deiner Wahrheitsliebe willen, sage mir, ob ich irgend einen körperlichen Fehler habe, der abschreckend ist!" So drang er auf mich ein, als wir auf diese Vorfälle zu reden kamen. Mit einer leidenschaftlichen Seelengewalt, die mir den Mut gab, der eigentlich der natürliche Rückschlag eines großen Erschreckens ist.

„Ach, keine Spur!" sagte ich. „Ich will dir's beschwören bei allem, was du willst. Du bist gesund und normal, wenn du es sein willst. Aber so, wie du jetzt sprichst, bist du auf dem Punkte,

krank zu werden. Komm doch nur heraus aus deiner Folterkammer! Heute kannst du es. Konsultiere doch einen Arzt. Er wird dich aus dieser Luft wegschicken. Tue es der Mutter zulieb."

Nicht auf meine Worte hin faßte er den großen Entschluß, sondern erst, als die Mutter selbst ihn bei allem, was ihm heilig und teuer war, angefleht hatte, doch nicht länger in dieser hoffnungslosen, unnatürlichen Lage zu verharren. „Ja, dir zulieb will ich es tun," hat er ihr versprochen.

Sie selbst allein begleitete ihn in die Heilanstalt Préfargier bei Neuenburg und stellte ihn den dortigen vortrefflichen Ärzten vor. Als er die Mauern des mit weiten Gärten und Parkanlagen umgebenen Gebäudes erblickte, sagte er: „Ich bin schon gesund, liebe Mama."

Und ähnlich lautete auch der Spruch der Ärzte: „Er ist nicht krank, aber er ist kein harmonisch besaiteter, gleichmäßig ausgestatteter und entwickelter Normalmensch. Daß er diese lange Abgeschlossenheit ertragen hat, deutet auf die Widerstandskraft seiner reinen, unverdorbenen Natur. Jetzt gilt es neu anfangen! Nicht mehr in die alten Verhältnisse zurück!"

So wurde für Conrad Ferdinand Meyer die Westschweiz ein Boden der Befreiung. Es lebten dort treue Freunde unserer Eltern. Er fand Wohlwollen und Verständnis. Er fand vor allem im Freunde unseres Vaters, dem Historiker Louis Vulliemin, den besten Rat für den Neubeginn seiner sprachlichen und geschichtlichen Studien.

Nicht die Veränderung des Sprachgebiets an sich übte den entscheidenden Einfluß aus, obschon sie ihn zu einem strengen Arbeiten, dem gründlichen Erlernen des Französischen mit seinen bestimmten und scharfen Sprachformen, hindrängte; der große Einfluß war der persönliche seiner Freunde in der Westschweiz, der auf der Einheit historischer, ethischer und religiöser Lebensauffassung beruhte.

Den Neujahrstag 1854 wollte der Dichter wieder zu Hause feiern. Er hatte auf Professor Vulliemins Veranlassung für den Verlag von Friedrichs in Elberfeld die Übersetzung der „Récits des temps Mérovingiens“ unternommen. Augustin Thierrys lebensvolle und kühne Geschichtsstudien hatten ihn schon, als er sie zum ersten Male las, gefesselt. Die feurige Auffassung und künstlerische Bewältigung des Stoffes ließen ihn in dem Historiker den verborgenen Dichter erkennen und zogen ihn mächtig an. Er wünschte diese schöne Arbeit in der heimatlichen Stille beharrlich zu vollenden. So kam er denn zur unbeschreiblichen Freude unserer Mutter als ein zu neuer Lebenshoffnung und Arbeitsfreude Erstandener noch einmal zu uns in das alte Haus in Stadelhofen zurück. Wir beide tauschten unsere Zimmer. Von nun an bewohnte er ein moderneres, helles Stübchen, mein früheres Atelier, mit der Aussicht auf Gartenanlagen und einen unter Bäumen verborgenen rauschenden Brunnen. In seinem alten, zu erinnerungsvollen Saal dagegen stellte ich meine

Staffeleien auf. Es blieb darin aus meines Bruders Zeit nur ein marmorfarbenes, altarähnliches Piedestal mit der stolzen Büste des Apolls von Belvedere. Eine Menge Bilder, Mappen und Skizzen, gefüllte Blumenvasen und bebänderte Gartenhüte, die darin standen und hingen, veränderten gänzlich das Aussehen des Zimmers. Unsere Mutter besuchte mich dort täglich. Es waren die schönen letzten Jahre, die wir mit ihr verleben durften. Wir ahnten etwas davon, wenn wir die immer blasser, feiner und schwächer Werdende ansahen, und lebten unsere Tage, ohne stark vorwärts zu denken, in stillem Dankgefühl; denn sie war uns beiden so lieb, daß wir nicht auszudenken vermochten, wie es würde, wenn sie nicht mehr da wäre.

Als sie uns dann im Herbste 1856 entrissen wurde, schien es uns, als wäre mit ihr und ihrer Treue nun alles Liebliche für uns von der Erde verschwunden. Unser trautes Heim war doch immer gewesen, wo sie war.

In meines Bruders innerem Leben, in seiner Poesie tönt dieser schmerzliche Klang viele Jahre lang nach. Es ist, wie wenn aus einzelnen Gedichten jener ersten Zeit nach ihrem Tode etwas von ihrer Seele mitspräche, etwas von ihrer Stimme nachtönte. So möchte ich unter den vielen Gedichten, die, da sie der einheitlichen Komposition ermangelten, weggelegt wurden, als des Dichters Stuttgarter Freunde die zwanzig ersten Balladen

für den Druck auswählten, nur „Das Glöcklein“ nennen. Es lag ihm kein besonderes Begegnis zu Grunde, nur in erschütternder Wehmut die grausame Wirklichkeit: Sterben ... Trennung. Dazu kamen landschaftliche Stimmungen bei unserem ersten langen Aufenthalt am Engstlensee: das wundersame Erlöschen und Wiederaufglühen des Abendrots auf den Schneefeldern des Titlis, das kühle, grüne Dunkel auf der Alp mit den letzten, verirrt in der Ferne vertönenden Glöckchen der heimkehrenden, zerstreuten Ziegenherde.

Dies damals schon reizvolle, aber künstlerisch noch unfertige Gedicht, das Conrad Ferdinand Meyer später gekürzt und in zwei Stimmungsbilder: „Das Glöcklein“ und „Das tote Kind“ umgeformt hat, konnte ich ihn nie vorlesen hören, ohne von Tränen überwältigt zu werden, weil es mich an unsere Mutter erinnerte, etwa so, wie wenn es aus ihrer Seele heraus gedichtet worden wäre.

Diese Stimmung des Dichters spricht auch noch wie herbes Heimwehleid aus den Briefen, die er mir aus Paris schrieb. Erst die starken italienischen Eindrücke vermochten diese schmerzvolle Dissonanz in reine Schönheit aufzulösen.

VII.

Wie groß und entscheidend die Eindrücke waren, die C. F. Meyer während seines nicht viel über zwei Frühlingsmonate dauernden Aufenthaltes in Rom empfing, wie voll von Ideen, künstlerischen Stoffen, Anregungen jeder Art er nach Hause kehrte, läßt sich nicht beschreiben. Wenigstens getraue ich mich nicht, es zu versuchen, so wenig als seine täglichen Wanderungen und Fahrten zu erzählen. Immer schien die Sonne, ewig blau erschien uns der römische Himmel. Nicht ein einziges Mal zogen sich während jener acht Wochen die Wolken zu einer Regendecke zusammen. Höchstens geschah es in der Maischwüle, daß plötzlich die Sonne durch schwer grollende Gewitterwolken verdunkelt wurde und ein Regenguß stürzte, vor dem wir unter dem Portikus einer Kirche oder eines Palastes Schutz suchten, bis das Donnerrollen vorüber und die regenüberschwemmte Gasse von der wiederkehrenden Sonnenglut getrocknet war.

Jeden Morgen in der Frühe machte sich Conrad

auf die Wanderung nach Kirchen und Tempeln, Ruinen und Gemäldegalerien, Gräbern und Villen, ganz nach eigenem Gutdünken und Plan. Oder wir fuhren in einem kleinen Einspänner hinaus in die Campagna. Mein Bruder wanderte überall auf altbekanntem und doch für ihn so wunderbar neuem Boden. Wo sein Fuß hintrat, standen Gestalten der klassischen Vergangenheit vor ihm auf oder traten ihm die historischen Erinnerungen aus dem mittelalterlichen Rom und der Geschichte der Päpste entgegen. Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die Grau in Grau gezeichneten, in großen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe.

Nicht daß er als ein fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluß zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies herrliche Ziel vor sich.

Der Entschluß, Rom zu verlassen, wurde ihm schwer. Es erleichterten ihn die steigende Schwüle und die aus dem blonden Tiber aufdampfenden Fieberdünste. Noch machten wir, bevor wir uns dem Norden zuwandten, einen kurzen Ausflug nach Albano, der mir, vielleicht weil er der letzte war, besonders deutlich im Gedächtnis geblieben ist.

Wir trafen Abrede mit einem alten Vetturino, der uns schon oft in seinem leichten Gefährt in die römische Campagna geführt hatte, und kamen gegen Abend nach Albano.

Castel Gandolfo, das Sommerschlößchen des Papstes, das vom Bergabhang zu uns herabschaute, zog uns an. „Kann man es sehen?" fragten wir. „Ist es unbewohnt und offen?"

„Gewiß. Der Heilige Vater kommt erst im Sommer herauf. Auch nicht jeden Sommer. Wollen die Herrschaften, daß ich sie gleich durch die Galleria hinauffahre?"

So fuhren wir dem päpstlichen Sommerzufluchtsorte bei sinkender Sonne durch die blühende Mailandschaft zu.

Wo das Sträßchen anstieg, war es hier und da mit Kränzen überspannt, die von Baum zu Baum hingen. Bunte, ländliche Blumen überwucherten in üppigen Sträußen die sie haltenden Stäbe und Schnüre und bildeten schwankende Giebeltore und blühende Bogen.

„Aber, Pietro, diese frischen Kränze gelten doch nicht uns! Was können sie bedeuten?"

„Sie werden hier irgend ein Fest feiern," meinte er.

So kamen wir nach dem Schlosse, dessen Hoftor offen stand. Pietro fuhr uns in den nicht sehr geräumigen, von Mauern und dem Schloßgebäude eingefaßten Hof und sprang vom Bocke, um beim Kastellan die Erlaubnis zum Betreten eines Aus-

sichtsturmes und die Schlüssel zu holen. Doch er kam eiligst und erschrocken wieder zurück.

„Nun ist der Heilige Vater dennoch heute angelangt! Er tritt gleich in den Hof. Die Signorina darf sitzen bleiben, aber, bitte, der Signore steige aus!"

Damit ergriff er sein geduldiges Pferd am Kopfe, drängte es und den Wagen damit, soweit es ging, in den Schatten der Hofmauer zurück und warf sich schleunig auf die Kniee. Denn schon öffnete sich im vor uns liegenden Seitenflügel eine Bogentür über ein paar Steinstufen. Auf diesen erschien Pio Nono in heiterer Laune und betrat mit ein paar geistlichen Herren seinen Schloßhof.

Es wäre interessant gewesen, den damals noch sehr geliebten Souverän des römischen Volkes zu sehen, aber in solcher Nähe! Und wie beschämend war es für uns, als Eindringlinge in seinen engeren Privatbesitz, in sein einfaches Sommerasyl erfunden zu werden, für uns, die wir als schweizerische Protestanten dem Papste nichts zu sagen und doch der Liberalität, mit der er die herrlichen Kunstschätze des Vatikans, seine Stanzen, Loggien, Galerien den Fremden öffnete, unendlich viel zu danken hatten! Wir, die wir in Rom keinen Schritt taten, um den Papst mit müßiger oder, wie das Wort im Munde meines Bruders lautete, mit „unanständiger" Neugier zu belästigen, wir befanden uns in engem Raum vor seinem Angesicht, in der Unmöglichkeit, ihn so zu grüßen,

wie er es als Oberhaupt der katholischen Christenheit von allen, die sich ihm nahten, gewöhnt war. Nein, es war doch vorwiegend sehr unangenehm!

Ich blieb allerdings im Wagen sitzen, schüchtern und beschämt. Mein Bruder aber, barhäuptig, den Zwicker vor den Augen, verbarg seine der Situation wenig angemessene Verbeugung hinter dem knieenden Pietro und schaute ins Angesicht des Papstes, von dem zur Zeit, da er Petri Stuhl bestieg, das für ihn begeisterte Italien so Unglaubliches gehört und erwartet hatte.

Pio Nono indessen war eine liebenswürdige Persönlichkeit und besaß nicht nur bei den großen Zeremonien viel priesterliche Würde, sondern bewegte sich auch daneben mit der angenehmen Leichtigkeit des geborenen Edelmannes. Er tat heute das Beste und uns das Liebste, was er tun konnte. Ein paar heitere Worte an seine Umgebung richtend, ging er in seiner Gruppe langsam und in natürlichster Haltung mit freundlicher Nichtbeachtung der Fremden hart an uns vorüber und verschwand durch eine gegenüberliegende Pforte.

Der arme Vetturino freilich mußte auf die erwartete päpstliche Segnung verzichten. Warum hatte er uns unvorsichtigerweise in diese beklemmende Lage gebracht?

Wie wir Castel Gandolfo verließen, habe ich vergessen. Ich weiß nur noch, daß wir, als der Abendhimmel sich rötete, im Parke von Arricia vor den ehrwürdigen, von Efeustämmen umstrickten

und gehaltenen Eichen standen. Sie waren von jeher die Bewunderung der beiden Maler unserer Familie gewesen, die nie anders als mit Entzücken von der Schönheit dieses Parkes gesprochen hatten.

Als die Abendröte versunken war, saßen wir auf einer Bank am Rande einer breiten, mit Ölbäumen bestandenen Wiese, die sich sanft und langsam dem See von Albano zuneigt. Durch die Bäume schimmerte von ferne noch der lichte Wasserspiegel. Sonst verloren sich überall die Grenzen im Dufte der Dämmerung. Licht und Luft waren so weich und geräuschlos, daß uns war, als hätten wir noch nie einen so stillen Frieden geatmet.

Da auf einmal tönte vom See her leiser, unregelmäßiger Hufschlag. Er klang und verklang. Nun hörten wir ihn wieder etwas näher und lauter. Jetzt bewegte sich tief unten auf einem Wiesenwege unter den Bäumen eine dunkle Gestalt, die wohl einmal stille stand und dann, auf uns zukommend, den gekrümmten Pfad langsamen Schrittes weiterverfolgte. Es war ein müdes Pferd, das ungesattelt und ungezäumt, ohne Lenker noch Hüter in der Abendruhe seinen Stall aufsuchte.

Viele Jahre später, wenn wir Erinnerungen austauschten, pflegte mein Bruder zu sagen:

„Weißt du noch? Jener stille Abend in Albano?"

Am nächsten Morgen strebte mein Bruder

nach dem Gipfel des Monte Cavo, wo zur Römerzeit ein Jupitertempel gestanden habe, zu dem jene Feldherren, die auf dem Kapitol aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht triumphieren konnten, ihren Siegeszug richteten. Mein Bruder meinte, die alte Via triumphalis sei noch in so gutem Zustande, daß er sein Ziel mit mir im Wagen erreichen könne. Das ließ der Wirt in Albano nicht gelten, sondern riet ihm, Reitpferde zu mieten. Er wisse uns einen zuverlässigen Führer.

Der stand nun vor uns. Die Verhandlungen waren im Gange und führten zu einem befriedigenden Abschluß. Der Vorzug, auf den das ältliche, magere Männchen als auf seine besondere Befähigung zum Fremdenführer sich mit Beredsamkeit berief, war ein Damensattel, ein seltenes, bequemes Stück, das eine Engländerin in Albano zurückgelassen hatte, und in dessen Besitz er, der sonst ein Schneider von Beruf war, mir ist nicht erinnerlich, ob durch Kauf oder Schenkung gekommen war. Die Reittiere selbst sahen freilich mehr geduldig als schön aus. Das zweite war bäuerlich gesattelt und gezäumt. Doch sie erinnerten uns an unsere schweizerischen Bergpferde. Die Morgenfrühe umwehte uns licht und leicht und war voller Blütenduft.

Wir verließen Albano durch eine langsam ansteigende, holperige Gasse, an deren Ende rechts ein graues, altes Haus mit wenigen, schmalen Gitterfenstern stand. Als wir vorüberritten, fiel

aus einem dieser Fenster ein an einer Schnur befestigtes Lederbeutelchen herunter.

Der Schneider hielt mein Pferd an: „Wollen Sie nicht beim Ausritte dem armen Gefangenen ein paar Bajocchi schenken?"

„Warum sitzt er hier? Kennt Ihr ihn?" fragte mein Bruder. Das könne er nicht gerade sagen. Aber es bringe Glück, die Reise mit einem barmherzigen Almosen zu beginnen. Der Arme könne sich damit etwas gütlich tun.

Nun ging es weiter bergan auf unbeschreiblich schönen Wegen. Bald lagen die beiden Seen von Nemi und Albano tief zu unseren Füßen. „Wie zwei glänzende blaue Augen," sagte mein Pferdeführer. Eine Strecke weiter, und wir kamen in waldiges Revier. Zur Rechten des Weges stand zwischen den Bäumen eine kleine Kapelle. Da ließ er meinen Bruder voranreiten, ergriff die Zügel meines Tieres und führte mich rechts ab zur Tür des Kirchleins.

„Ist hier etwas zu sehen? Wollt Ihr uns ein Bild zeigen?" fragte ich.

„Zu sehen ist nichts Besonderes," sagte er und zog den Pferdekopf durch die niedrige Pforte, während er sich selbst dem unscheinbaren Altare näherte; „ich meine nur, und die Signora denkt es wohl auch, beim Beginn einer gefährlichen Fahrt sei es gut, sich dem Schutze der Mutter Gottes mit ein paar Ave anzubefehlen."

Was für Gefahr er fürchtete an dem wonne-

vollen Tage, habe ich nicht erfahren können. Wahrscheinlich, weil ich als unkundige Reiterin die Gefahr unterschätzte, die am Nachmittage die Beine seiner armen Mietpferde auf den zuweilen halsbrechend steinigen Abstiegen liefen.

Nun lenkten wir, immer im Schatten des Waldes bergan reitend, in die alte, gepflasterte Römerstraße ein, auf deren linker Seite sich der Blick auf den sogenannten Lagerplatz des Hannibal auftat. Es ist der Ort, von dem er Rom, seine große Feindin, näher als sonst jemals vor sich liegen sah. Als wir vorüberzogen, war der Campo d'Annibale, eine große, feuchte Wiese, über und über mit den weißen Sternen stark duftender Narzissen besät. Von diesen Blumen pflückte mir der Schneider einen großen Strauß. Noch jüngst ist mir deren letzte getrocknete, die alles überdauert hat, wieder in die Hand gefallen. Nun war der Gipfel mit seiner unvergleichlichen Weitsicht erreicht. Statt des spurlos verschwundenen Tempels fanden wir oben ein Kloster, in dessen kühler, zu ebener Erde liegender Pilgerstube wir auf Steinbänken ausruhten und uns ein leichtes Mahl aus Eierspeisen auftischen ließen.

„Welch ein herrlicher Aufenthalt auf dieser Bergeshöhe!" dachten wir, wurden dann aber von unserem Führer bedeutet, der schöne Ort sei ein Strafkloster für Geistliche, die sich irgendwie gegen Gesetz und Regel verfehlt hätten. So kam uns niemand zu Gesicht. Nur als wir, die Bergkuppe

verlassend, eine kleine Strecke abwärts ritten, flatterte bei einer Lücke des den Weg einfassenden Gesträuchs hinter den Büschen ein schwarzes Gewand, und als wir hinübersahen, wandelte dort, das Gesicht völlig in sein Brevier vertieft, ein einzelner Mann.

Wir wandten uns ab und störten ihn nicht.

Nun ging es, immer auf dem Berggrate, hinüber nach dem Felsennest Rocca di papa, das meinen Bruder — ich weiß nicht mehr, um welcher mittelalterlichen Erinnerung willen — magnetisch anzog. Von fern und in der Nähe ein ernster, schroffer Anblick und talwärts eine martervoll steinige Straße! Auf dieser gelangten wir nun hinunter zu den ersten, in üppiges Grün getauchten Villen von Frascati und von dort noch einmal bergan, um auf der Stelle zu rasten, wo Ciceros Tusculum stand. Wohl war der Ort nicht ganz genau zu bestimmen, doch war es schön, die Siebenhügelstadt, auf unseren Plaids im Schatten gelagert, auch von dem Punkte aus zu überblicken, wo der große Redner auf sie hinübergeschaut hatte.

Noch eine letzte Stätte blieb uns aufzusuchen: Grotta ferrata, wohin mein Bruder unseren alten Vetturin mit seinem Wagen zur Rückfahrt nach Rom bestellt hatte. Warum Grotta ferrata? Er hatte gelesen, eine Kapelle dort besitze ein Wandgemälde des Domenichino, das die Begegnung Kaiser Ottos III. mit dem heiligen Nilus darstelle.

O Dichterphantasie! Kaiser Otto III., der

genial begabte, jung gestorbene deutsche Kaiser, der mit großen Entwürfen sich trug, war eine der rätselhaften mittelalterlichen Naturen, die Conrad Ferdinand von jeher angezogen hatten. In der „Klage Ottos III." von Platen, die er als Dichtung liebte, weil sie einer seiner Jugendstimmungen entsprach, erschien ihm der junge Kaiser nicht groß genug und zu lyrisch, zu wenig mannhaft aufgefaßt. Er selbst hätte ihn gewaltiger und prächtiger geschaut und dargestellt in seiner jungen römischen Herrlichkeit. Er hätte ihn tiefer erschüttert werden lassen durch den Undank seines wandelbaren, feindseligen Roms, in dessen Volke kein altes Römerblut mehr lebte. Er hätte ihn später mächtiger erfaßt werden lassen von den Schauern frommer Buße, die an der Jahrtausendwende die christliche Welt durchwehten. — Platen läßt den jungen Fürsten, von den Wonnen und Ränken des Südens umstrickt, traurig und heimwehkrank unter der Wucht seiner Kaiserkrone zusammenbrechen. Er schildert ihn enttäuscht und des Lebens müde:

O Welt, wie bist du nichtig,
Wie bist du klein, o Rom!

Lag seiner Auffassung irgend ein historischer Zug zu Grunde, dessen Spuren sich noch finden ließen? fragte sich mein Bruder. War St. Nilus ein heiliger Anachoret, den der kaiserliche Jüngling zur Lösung der Lebensfrage in seiner Einsamkeit aufgesucht hatte? Trug das Bild in Grotta ferrata

ein Gepräge mittelalterlicher Romantik? Hatte es einen Hauch der Stimmung mit Platens Versen gemein?

Domenichinos „Letzte Kommunion des heiligen Hieronymus" in der Gemäldegalerie des Vatikans mit ihrer Einheit in der Komposition und der wundersam stark individualisierten und darum wie ein Bildnis nach dem Leben ergreifenden Gestalt des sterbenden Greises mochte die Erwartung des Dichters steigern oder irreführen.

Inzwischen ritten wir zwischen den von Grün und Blüten überhangenen Gartenmauern von Frascati im Abendgolde niederwärts.

Vergeblich versuchte unser immer noch gefälliges und flinkes Schneiderlein, unsere armen Tiere dauernd in Trab zu setzen. Endlich lenkten wir vor die Abtei mit der Kapelle des heiligen Nilus, wo ich an der Steinbank neben der Pforte gerne vom Pferde stieg. Wir alle waren müde. Unser Führer brachte, nachdem er vergnüglich und mit wohlgesetzter Abschiedsrede seinen sauer erworbenen Tageslohn in die Tasche gesteckt hatte, seine ledigen Tiere nach Frascati zurück.

Wir ruhten und schauten. Allüberall goldenes Italien! Abendglanz in römischer Campagna! Die Abtei von Grotta ferrata mit ihren massigen Mauern außen von üppigem Lorbeer umkränzt und vom roten Widerschein des Himmels übergossen! Im Innern der Kapelle ein farbenreiches Wandgemälde mit schön bewegten, figurenreichen

Gruppen, einen geistlichen Würdenträger darstellend, dem ein junger weltlicher Fürst, ihn begrüßend, entgegenschreitet. Auf beiden Seiten Gefolge in ritterlicher Tracht. — Mir ist nicht ein einziger charakteristischer Zug des Bildes im Gedächtnis geblieben. Nur der Gesamteindruck eines großartigen Wandschmuckes im Lichte der durch die offene Tür fallenden Sonnenreflexe.

Nun stand auch Pietro neben unserem Einspänner auf dem kleinen, umbuschten Kirchenplatze bereit und trieb zur Heimfahrt. In jener Zeit ließ es sich jeder wohlgesinnte Vetturin angelegen sein, vor dem Aveläuten das nächstgelegene der Tore Roms zu erreichen, wegen der in der Campagna um die Dämmerungsstunde beginnenden Banditengefahr.

So steht mir das Rom von 1858 in der Erinnerung: große Ruinen der antiken Vorzeit, prunkvolle, heitere Kirchenfeste, ewige Sonne, blühendes Leben.

In die Zeit der Guelfen und Ghibellinen sich dort zu versetzen, war in jenen Frühlingswochen selbst für den Dichter nicht leicht. Mindestens hätte er sich bei drohenden, über der Gräberstraße hangenden Gewitterwolken dazu stimmen müssen, etwa vor dem Grabmal der Cäcilia Metella! Vor dem hohen, schweren Rundbau hätte er stehen müssen, über dessen breitem, antikem Marmorfries mit den herrlichen Fruchtgehängen eine dicke mittelalterliche Mauerkrone lastet, die das Grabmal in

eine Festung verwandelt. Sie soll zur Zeit der Frangipani von diesem oder einem anderen kriegerischen Geschlechte verteidigt worden sein. — Das lag aber meinem Bruder ferne. Er hat niemals Stimmungen gesucht, denn sie kamen ihm von selbst und mit Übermacht.

Kurz nachher sollten wir jedoch in Toskana Stadtpaläste sehen, die an die Kämpfe erinnern, in die Dante Alighieri verwickelt war. Wir sollten wenige Tage später bei einem gütigen Gastfreunde in einem alten Schlosse des Apennins sitzen, das nach der Familientradition ein von Kaiser Ludwig dem Bayer verliehenes Lehen und wohl dazu angetan war, feudale Erinnerungen zu erwecken.

VIII.

Mehr einem Kastell aus der Feudalzeit als einer Villa ähnlich, beherrscht Brolio, mit Mauern, Turm und Fallbrücke wohl verschlossen und bewehrt, auf felsigem Vorsprung aus seinen Gärten ragend, das herrliche Tal, in dem Siena liegt. Hierher hatte uns Ricasoli, des Jahres, das er mit seiner Familie während der Unruhen von 1848 und 1849 in Zürich zugebracht hatte, freundlich eingedenk, zu sich eingeladen, sobald er unseren Aufenthalt in Rom erfuhr.

In Zürich hatte sich einst der Baron Bettino Ricasoli in unauffälliger Einfachheit mit den Seinigen so republikanisch eingerichtet, er war derart in der Aufgabe, seine einzige Tochter zu erziehen und zu unterrichten, aufgegangen, daß wir daraus unmöglich auf die Stellung schließen konnten, die unseren edeln Hausfreund in seiner italienischen Heimat auszeichnete.

Er gefiel sich in der schweizerisch-bürgerlichen Umgebung, deren Vergangenheit er aus Johannes

von Müllers berühmtem Geschichtswerke kennen gelernt hatte. Dennoch wandelte er unter den bescheidenen, klugen und nüchternen Zürchern jener Tage als ein seltsamer Idealist umher. Erst später aber wurde es uns Geschwistern bewußt, daß er nur darum an uns Schweizer von heutzutage den Maßstab unserer Väter aus der Zeit Winkelrieds und der Kriege mit Karl dem Kühnen legte, weil er eben selbst nach seiner inneren Gestalt mehr zu den alten Florentinern der Vorzeit paßte als in die liebenswürdig-leichten Lebensformen des damaligen Großherzogtums Toskana. An die stolzen Büßer, denen Dante an den jenseitigen Gestaden auf seiner Wanderung durch die Reinigungskreise begegnet, erinnerte er trotz seiner Versuche, die zürcherischen Sitten und Gebräuche unserer Jugendzeit anzunehmen. Und doch tat er darin sein möglichstes. Hoch, stählern, elastisch, mager von Gestalt und Gesichtszügen, ging er täglich durch unsere Gassen. Von den Dingen, wie sie in der Welt sind und anderen behagen, schien er wenig befriedigt. Es trat bei ihm ein starker stoischer Zug mit ironischer Beimischung hervor. In das, was ihm mißfiel, sich zu fügen, war er indessen keineswegs gesonnen, sondern innerlich getrieben, es zu ändern mit Biegen oder Brechen. Da er aber damals, wenigstens bei uns, nicht von Politik sprach, wir eigentlich nichts von seinem öffentlichen Leben wußten, so fragten wir uns: was ist das Ziel dieser konzentrierten Energie? Unsere Mutter

fühlte, daß es großer Aufgaben, sie meinte sogar, großer ihm auferlegter Opfer bedurfte, um diese nach Übung ihrer Spannkraft begehrende Seele zu befriedigen. So war sie denn nicht überrascht, als der Baron Bettino, mit dem sie nach dem Aufenthalte seiner Familie in Zürich Briefe wechselte, ihr, bald nachdem er ihr den Tod seiner sanften Frau und die an ihrem Sterbebette erfolgte Vermählung seiner Tochter gemeldet hatte, aus der Nähe von Grosseto in den toskanischen Maremmen schrieb, er habe dort einen großen Strich sumpfigen, fieberausdünstenden Landes erworben und sich mit einer Schar seiner Landarbeiter und einer Anzahl neuer, aus England bezogener landwirtschaftlicher Maschinen selbst an Ort und Stelle niedergelassen, um den ungesunden Boden ertragreich und bewohnbar zu machen. Er hatte seinem Briefe eine selbstentworfene kleine Skizze seiner damaligen Wohnung beigefügt, eines malerischen, verfallenen Gemäuers. Seither hatten wir nur durch die Genfer Freunde, die ihm auch den Tod unserer Mutter mitgeteilt hatten, wieder von ihm gehört.

Nun aber saßen wir in seinem Wagen und fuhren durch das blühende Gefild den Gebirgsabhängen zu.

„Ist es noch weit nach Brolio?“ fragte mein Bruder den Kutscher, als Siena schon in der Ferne hinter uns lag.

„Sie sind auf dem Gebiete von Brolio,“ war die Antwort, und nachdem wir noch eine Weile

gefahren, setzte er hinzu: „Der Herr von Brolio kommt Ihnen entgegen.“

Ja, da kam er, unser ernster Freund, den wir so lange nicht gesehen, auf seinem braunen, schlanken Engländer herangeritten! Wir freuten uns herzlich des Wiedersehens.

Er war, seit er seine liebliche Frau begraben hatte, ein vereinsamter Mann; wir hatten seit seinem letzten Besuche in Zürich unsere geliebte Mutter verloren. So war es natürlich, daß der erste Tag auf dem einsamen, hell vom Frühling umblühten Schlosse dem Andenken der früheren Tage galt und der Erinnerung an die Entschwundenen, die uns lieb gewesen. Von ihnen redeten wir auf der weitschauenden, von Bäumen beschatteten Terrasse und im Empfangszimmer, einer auf diesen Garten sich öffnenden Loggia, die mit zwei Marmorgruppen eines neueren Bildhauers geschmückt war, von denen die eine „la famiglia“ oder eigentlich die Mutterliebe, und die andere die „Erziehung“ oder den Unterricht eines jungen Menschenkindes darstellte.

Bald aber ließen sich die Strömungen der Gegenwart spüren. Die Rombegeisterung meines Bruders mochte dem Baron Ricasoli befremdlich erscheinen. Wir kamen aus der ewigen Stadt als Dilettanten im reinsten Sinne, als solche, die von ihrer Größe und Schönheit tief ergriffen waren. Er aber betrachtete die Säulen des Kapitols und die Triumphbögen der Via sacra, deren

Aquarellbild, von seiner Tochter gemalt, in dem kleinen Familienzimmer hing, mit ganz anderen Augen: mit den vorwurfsvoll-strengen Blicken eines Cato oder, besser verstanden, mit der fordernden Glut des an den Türen seines Grabes rüttelnden, erneuerungsdurstigen Italiens.

Wir, die er als schweizerische Republikaner und als Protestanten ehrte, obgleich er weder Republikaner noch Protestant war, wir verloren uns in Kunstgenuß, während er in Tagen lebte, da für ihn und sein Italien alles auf dem Spiele stand. Es öffnete sich damals vor ihm die tatenreiche Epoche seines Lebens. Zwei Jahre später durfte er sein Toskana als Diktator dem ersten Könige von Italien zuführen. Unter dem Titel eines Gouverneurs des früheren Großherzogtums legte er in feierlicher Audienz zu Turin das Dokument des zustimmenden Plebiszits der toskanischen Bevölkerung in die Hände Viktor Emanuels.

Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da wir uns zum ersten Male bewußt wurden, daß er auf seiner Heimatserde ein anderer oder daß, seit wir ihn in Zürich gesehen, eine Wandlung mit ihm vorgegangen war.

Es war am ersten Abend unseres Aufenthalts in Brolio, eben auf jener schmalen, vor der Fassade des Schlosses sich dehnenden, hochgemauerten Terrasse mit den dunkeln Zypressen und Lorbeerbüschen. Alles ruhte in der lichtesten Mondnacht. Die sanften Linien und feinen Farbenübergänge der

toskanischen Landschaft, die uns im Gegensatze zu der römischen, die dunkler und ernster leuchtet, schon bei Tage aufgefallen waren, lagen von silbernem Dufte überflossen, versöhnt und aufgelöst in tiefstem Frieden.

Wir hatten ein paar hölzerne Gartensitze an die Stelle gerückt, wo der Blick auf das Tal und das tief unten liegende Siena bezaubernd war. Vor uns auf der Mauer, dem Lichte den Rücken zuwendend, hatte sich unser Gastfreund niedergelassen. Es war dasselbe scharfe Profil, die gleiche hohe hagere Gestalt, mit der wir in schweizerischer Umgebung vertraut geworden waren. Derselbe und doch auf seinem eigensten Grund und Boden, den er sich selbst geschaffen hatte, ein anderer Mann.

Etwas feierlich und lehrsam kam er uns noch immer vor, aber unter dieser Form glühte ein anderer Inhalt. Mein Bruder äußerte die Vermutung, daß der erste Pariser Aufenthalt des Barons in die Zeit der Julirevolution falle, und fragte, ob der Einfluß der Ideen Giobertis in Italien ein großer und dauernder geblieben sei. Er bejahte . . . „Doch mehr als die Ideen Giobertis erfüllten mich die herrlichen Gedanken Rosminis. Es ist seine Philosophie, seine Persönlichkeit, die mich am meisten beeinflußte . . .“ Dann sprach er von den Genfer Bekannten, von Professor Ernest Naville, den er durch einen gemeinsamen Freund, den Abbate Rafaello Lambruschini, kennen

gelernt hatte, und den wir alle drei herzlich verehrten.

„Ich freue mich auf sein Buch über Maine de Biran, das nun erschienen sein wird," sagte ich.

„Er hat mir seinen Maine de Biran schon zugeschickt. Er ist hier und zu Ihren Diensten, wenn Sie darin lesen wollen."

„Nicht vor Ihnen. Was sagen Sie zu dem Buche?"

„Ich kann es bei aller Teilnahme an Navilles Interessen jetzt nicht vornehmen. Philosophie! Eine schöne Sache. Was nützt sie mir heute!" sagte er mit verhaltenem schmerzlichem Zorn. — „Heute, da ich mich, schon ein alter Mann" — er war ein hoher Vierziger — „mit allem Feuer meiner Leidenschaft nach dem vorgesteckten Ziele strecke! Ob ich es noch erreiche? — Was nützt mir der ideale Staat Platos, wenn ich auf diesem irdischen Boden den wirklichen Einheitsstaat, das von den Fremden unabhängige Italien begehre!" —

Er empfand den Antrieb, sich gegen uns, die jungen schweizerischen Freunde, über die geheim sich vorbereitenden kommenden Ereignisse rückhaltslos auszusprechen, wie er es wohl auch in Genf mit einzelnen Bekannten in aller Sicherheit hätte tun können. Er zählte auf Verständnis und schweigsame Teilnahme. Und er konnte es.

Italienische Politik trieb damals in der Schweiz niemand. Ricasolis Freunde, Philosophen und Historiker, behaupteten ihm gegenüber bei

voller Teilnahme an seinen persönlichen Erlebnissen einen ruhigen, neutralen, durchaus unabhängigen, wenn nicht skeptischen Standpunkt.

Er seinerseits fühlte sich ihnen überlegen im Bewußtsein seiner hohen Ziele und seines eisernen Willens. Es lag in seinem Charakter eine stolze Aufopferungslust, die mit einer dem gewöhnlichen Schlage der Mitlebenden unheimlichen Furchtlosigkeit verbunden war und ihm diese entfremdete. Es wurde ihm im allgemeinen mehr Ehrfurcht als Zutrauen entgegengebracht. Sicherlich gegen seinen Wunsch und Willen; denn er war allen, die von ihm abhingen, ein gerechter und vorsorgender Herr. In der Schweiz traf er auf widerstandsfähigere oder, wie er sich sagen mochte, einfachere Naturen. Wir kannten seine italienischen Verhältnisse wenig und nahmen ihn, wie er sich gab. Ich glaube, er dankte dies seinen Schweizer Freunden. Er fühlte sich wohl unter ihnen, weil sie seine strenge Gemütsart nicht fürchteten.

Seine Vorliebe für die Schweiz war indessen eine widerspruchsvolle. Er liebte das alte republikanische Staatswesen mit den von den Vorvätern ererbten freien Verfassungen. Er liebte die mit der Kleinheit unseres Vaterlandes, wie er annahm, unmittelbar zusammenhängende patriarchalische Einfalt der Sitten, die er uns zuschrieb. Aber er war fern davon, eine republikanische Verfassung für sein Italien zu wünschen, wußte er doch, daß die Einheit Italiens nur in fester monarchischer Form,

nur unter dem Schilde des Hauses Savoyen gedeihen und dauern werde. Es lagen Elemente in seiner geraden und unbeugsamen Natur, die ihn mit Macht zum Protestantismus hinzogen. Dieser jedoch schien ihm für die Italiener seines zukünftigen Einheitsstaates als Schisma gefährlich. Noch abholder war er freilich dem Papsttum als weltlicher Macht, denn er begehrte Rom als Hauptstadt und Mittelpunkt des erstandenen geeinten Italiens.

Wie fern und unmöglich schienen uns im Mai 1858 diese nun erfüllten Dinge! Nicht, daß wir sie nicht verstanden hätten. Ich denke aber, damals auf der Schloßterrasse von Brolio und unter den Ölbäumen des Valdarno, wo uns in jeder Hütte, die wir mit dem „Illustrissimo" betraten, reife Kirschen und blühende Rosen geboten wurden, hörte mein Bruder den feurigen politischen Auseinandersetzungen unseres stolzen Freundes zu, wie wenn er den Plan eines historischen Dramas vor ihm entwickelt hätte. Der Dichter hatte selbst mit seinen dreiunddreißig Jahren noch so wenig praktischen Erfolg zu verzeichnen, daß er wohl die Ausführbarkeit der ihm vorgelegten großartigen Umwandlungspläne im stillen in Frage zog. Ricasoli aber stand nach langen Jahren der Arbeit vor der Entscheidung und glaubte.

So machte es ihm Freude, den erstaunten Augen seiner jungen Gäste seine weiten und wohlregierten Besitzungen auf der schönen toskanischen

Erde im Frühlingsglanze zu zeigen und zugleich das Bild seiner großen patriotischen Erwartungen vor ihnen aufzurollen.

„In Rom habe ich vor kurzem Besitz erworben," sagte er. „Obschon es heute unmöglich ist, daß ich dort wohne oder baue, wollte ich vorläufig festen Fuß fassen auf römischer Erde."

Achtzehn Jahre später, nach der Verheiratung meines Bruders, brachte ich, mit Malstudien im Atelier einer Jugendfreundin beschäftigt, einen Winter in Florenz zu. Der Baron Ricasoli war in Rom, wo das Parlament tagte. Bei einem flüchtigen Aufenthalt in Florenz besuchte er mich. „Sie kommen doch vor Ihrer Heimkehr nach Rom? Auf Wiedersehen in Rom!" verabschiedete er sich.

Es lag ihm daran, mir die schöne Stelle zu zeigen, wo er nun nach vollendetem Lebenswerk in seiner römischen Villa wohnte. Einsam und ein Fremdling unter dem späteren, beweglicheren Geschlecht war er auch dort. Das geschmackvolle Landhaus, das er sich am Janiculus in nächster Nähe der herrlichen Villa Doria Pamfili gekauft und ausgebaut hatte, lag zwischen Gebüschen und Rasenplätzen hinter dem wogenden Laubgrün einer dichten, zum Peristil aufsteigenden Allee alter Bäume verborgen. Unten trat man,

wie im Palast zu Florenz, in ein paar einfach und vornehm ausgestattete, stille, öde Empfangssäle. Der Baron selbst wohnte, wie auf seinem Schlosse Brolio, im Turme. Da hatte er sich, eines über dem anderen, zwei lichte, helle Rundzimmer nach seinem Geschmacke mit leichten Ledersitzen und Rohrstühlen eingerichtet vor einer über alle Beschreibung schönen Aussicht. Er führte mich noch eine Treppe höher auf die Plattform seines Turmes.

Ein wunderbarer Rundblick auf Rom und die Campagna in der Abendsonne tat sich vor uns auf. Beinahe derselbe, wie er achtzehn Jahre früher meinen Bruder entzückte, als er mit mir von den Schattengängen der Villa Doria Pamfili auf die in Abendglut liegende Stadt mit ihren großen Ruinen hinunterschaute und ausrief: „Wenn ich daheim krank werde, so komme mit mir zurück an diese Stelle — hier wäre es schön zu sterben."

Der Eindruck ernster Größe war derselbe, obschon sich Rom vor zehn Jahren in die Hauptstadt Italiens verwandelt hatte. Pio Nono war der von ehrfürchtigen Pilgerzügen aus allen Ländern besuchte und mit Opfergaben beschenkte „Gefangene" des Vatikans geworden. Im Quirinal residierte der König Viktor Emanuel. Man traf keine geistlichen Orden und Würdenträger mehr, in roten und violetten Faltenwürfen einherschreitend, in der stillen Straße, die nach der Porta Pia genannt war; ihre von Pinien überragten Garten-

mauern hatten den Reihen großstädtischer Miethäuser Platz gemacht; sie hieß auch nicht mehr Via della Porta Pia, sondern Via del venti Settembre. Auf einer anderen Seite der Stadt hauste in einer bescheidenen Villa der alte Garibaldi mit seiner Kinderfamilie und nahm willig Blumen und Ansprachen entgegen, die auch ihm, insbesondere von reisenden Damen, dargebracht wurden, von Touristinnen, die nicht wollten in Rom gewesen sein, ohne, wenn immer möglich, den Papst und auch den General Garibaldi gesehen zu haben.

Dort drüben aber inmitten der Stadt auf Monte Citorio beriet das italienische Parlament.

Das war nicht mehr das alte Rom der Künstler, wie es Goethe gekannt oder auch noch der herrliche alte Professor Preller aus Weimar, der damals zum letzten Male mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter in Rom verlebte. Ein gütiges Geschick hatte mich in dasselbe italienische Haus, die pensione del Monte Pincio, und die freundliche Einladung seiner Frau an dieselbe liebe „deutsche Ecke" des Speisesaals gebracht. Es war nicht mehr das Rom seiner Jugend; aber es war, wie der Maler der Odyssee sagte, „wenn nicht dasselbe wie früher, doch immer Rom und immer mit keiner anderen Stadt zu vergleichen". — Noch war es nicht der Punkt, wohin alles Leben Italiens strömt, und von dem es ausströmt, der es heute, wieder nach einem Vierteljahrhundert, geworden sein mag. Es befand sich damals in einer Über-

gangsperiode und machte den Eindruck einer großartigen Fremdenstadt.

Der Baron Ricasoli stand auf der Zinne seines über die Baumkronen ragenden Turmes, erklärte mir die Bergzüge des Sabinergebirges, wies auf die Umrisse des Apennins und den fernen, glänzenden Streifen des Meeres.

Er sprach von einst und jetzt. Er hatte seine Ziele erreicht und schaute auf die Bahn zurück. Von der Entwicklung der italienischen Politik fürchtete er nichts, obgleich sie ihm damals nicht überall zusagte. Er hoffte das Beste und nannte mit Vertrauen und Zuversicht die Namen Quintino Sella und Ruggiero Bonghi.

Das Rom, das im Abendlicht vor uns lag, erschien mir wie eine unbezwingliche Macht der Vergangenheit. Über die unabsehbaren, mit Frühlingsgrün überdeckten Hügelwellen der römischen Campagna mit ihren Ruinen, Gräbern und Aquädukten hinschauend, brach ich in die Worte aus: „Es ist nicht leicht, an die auch nur ein halbes Jahrtausend lange Dauer einer Dynastie oder einer Staatsform zu glauben hier, wo der Blick auf diesem grün wogenden Meere ruht, in dem Schichten auf Schichten von Völkern und Generationen begraben liegen. Es ist, als ob seine Fluten die kleine, kurze Gegenwart immer wieder wegschwemmten." — „Wohl," sagte er, „doch tragen uns diese Wogen einem Ziele zu. Schlimme Anzeichen der Zersetzung, kleinliche

Spaltungen sind ja vorhanden. Vielleicht kommen Umwälzungen. Es hat nichts zu sagen. Lassen wir sie kommen. Ich glaube an einen gerechten Staat der Zukunft. Ich glaube auch an den Endsieg einer einigen, reinen Kirche, denn ich glaube an Christus." —

Dabei bewegte er die Hand, als ob er sie beteuernd an den Schwertgriff legte.

IX.

Im Leben des Dichters bereitete sich langsam eine Neugestaltung innerer Entwicklung vor. Es kommt für ihn eine Zeit sich konzentrierender Arbeit, die annähernd das Jahrzehnt zwischen der Befreiung Italiens und dem Deutschen Kriege füllt. Diese Wegstrecke in Conrad Ferdinand Meyers Leben beginnt mit seiner Romreise; an ihrem Schlusse steht der Markstein seiner ersten größeren Dichtung: „Huttens letzte Tage".

Es sind Jahre allmählicher und vollständiger Wandlung. Er befestigt sich nach und nach zu entsagungsvoller Unabhängigkeit seines Schaffens. Wurzel und Stamm des frei und allein stehenden, dem Sturme ausgesetzten Baumes werden kräftig. Kaum noch sichtbar setzen Früchte sich an, und sie reifen langsam.

Als ein Unentschlossener in Bezug auf seine menschlichen und künstlerischen Ziele ist er in jene Epoche eingetreten; als ein mannhaft das Recht seiner individuellen Eigenart Behauptender geht

er daraus hervor. Ich könnte jenen Zeitpunkt die Sommersonnenwende seines Lebens nennen. Jetzt erkennt er seinen Dichterberuf und ergreift ihn als seine Lebensarbeit. Es wird ihm damit heiliger Ernst, denn er fühlt, es ist für ihn spät geworden und es gilt die Stunde zu nützen.

So lange unsere Mutter lebte und die ersten Jahre nach ihrem Tode hatte er noch rückwärts geschaut. Er versuchte es damals, die alten Verbindungen mit den elterlichen Lebenskreisen wieder herzustellen. Er hoffte durch ein spätes Fachstudium den Doktorgrad und damit die gewünschten Beziehungen zur heimatlichen Universität zu erlangen. Allein es wollte ihm nicht gelingen. Was er anzuknüpfen versuchte, entglitt immer wieder seiner mehr willigen als energischen Hand. Auch die Arbeitspfade, die er, vom Rate und der väterlichen Teilnahme seines Freundes Vulliemin unterstützt, betrat, führten zu keinem weiteren, Erfolg versprechenden Ziele. Der Weg hörte unversehens auf oder wandte sich zum Ausgangspunkt zurück. Zugleich zwang ihn die Poesie mit gewaltigem Zauber. Sie litt es nicht mehr, zur Nebenbeschäftigung herabgewürdigt zu werden.

Glückliche Veränderungen in unserem väterlichen Verwandtenkreise veranlaßten den Dichter, der Wohnung im großelterlichen Hause zu Gunsten eines jungen Paares zu entsagen. Einmal von der engsten Heimat getrennt, rückte er nun von Wohnung zu Wohnung, immer weiter vom Zentrum

der Stadt hinweg, immer tiefer in die grüne Stille des Seeufers hinaus.

Da stand er zuletzt abgelöst und allein. Es blieb ihm am Ende nichts mehr als nur sein schöner, sein ihm immer teurer werdender Dichterberuf.

Nach einer bezeichnenden Zeile für jene Zeit heißen Kampfes und glühend werdender Liebe zu der unvergänglichen Schönheit der Dichtkunst suche ich in den wenigen autobiographischen Aufzeichnungen Conrad Ferdinand Meyers vergeblich. Er verhehlt seine Narben, auch die ehrenvollen. So äußert er sich denn darüber nur in blassen und allgemeinen Andeutungen.

„In Zürich fast ein Fremdling geworden, hatte ich inzwischen meinen Haushalt aus der Stadt an den See verlegt," erzählt er[1]). Und anderswo, seiner zwei ersten Bändchen Balladen und Romanzen erwähnend[2]): „Diese Gedichte bezeichnen und schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigster, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens

[1]) Conrad Ferdinand Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage von Anton Reitler.

[2]) Mein Erstling: „Huttens letzte Tage". Deutsche Dichtung. XI. Band. 7. Heft. Jan. 1891.

war. So hatte ich mich ohne öffentliche Tätigkeit in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein bei Basel nimmt . . ."

So war er bestrebt, was er Biographisches über sich selbst schriftlich niederlegen mußte, in reservierter Haltung dem Verständnis der ihn umgebenden Außenwelt anzupassen. Unter vier Augen jedoch gestand er: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen und du tust es nicht."

An den Fall, daß ich ihn überleben, und an den ganz unglaubwürdigen, daß ich etwas über ihn niederzuschreiben veranlaßt werden sollte, haben wir niemals gedacht.

Von seinen Kämpfen und der darin reifenden Energie seines Geistes, von dem Entweder-Oder, das damals in seiner Seele auswuchs, verraten seine für die Öffentlichkeit bestimmten, biographischen Notizen wenig. In seinen Gedichten aber quillt das warme Blut der noch nicht zugeheilten Narben zu Tage. In einem seiner innigsten Lieder nennt er sich den, „der erstarkt in Kampf und Wunden". Daneben steigt auch der ins Brevier geschriebene Wahlspruch seines „Heinrich Guise" erinnerungsvoll vor mir auf. Wie warm aus innerster Seele entstand und strömte jenes Gedicht:

. . . . . .

Sie senkte des betränten Auges Glanz —
In kühnen Zügen stand der Spruch vor ihr,
Umrankt von einem üpp'gen Blumenkranz:
Mourir ou parvenir!

Am persönlichsten aber schaut mich dieser innere Conrad Ferdinand Meyer aus den humorvollen Zügen seines Camoens an.

Camoens, der Musen Liebling,
Lag erkrankt im Hospitale.
In derselben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm des Tages Stunden kürzend
Mit unendlichem Geplauder.

„Edler Herr und großer Dichter,
Was sie melden, ist es Wahrheit?
Daß gescheitert eines Tages
Am Gestad' von Koromandel
Sei das undankbare Fahrzeug,
Das beehrt war, Euch zu tragen?
Daß Ihr kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten kühn gerudert,
Doch in ausgestreckter Linken,
Unerreicht vom Wellenwurfe,
Hieltet Eures Liedes Handschrift?

Schwer wird solches mir zu glauben.
Herr, auch mir, wenn ich verliebt bin,
Sind Apollos Schwestern günstig:
Aber ging' es mir ans Leben,
Flattern meine schönsten Verse
Ließ ich wahrlich mit dem Winde,
Brauchte meine beiden Arme!"

Antwort gab der Dichter lächelnd.
„Solches tat ich, Freund, in Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens!
Wider Bosheit, Neid, Verleumdung
Kämpft' ich um des Tages Notdurft
Mit dem einen dieser Arme.

Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht, die Lusiaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben."

Am Schlusse dieser vorbereitenden Jahre, in denen der Dichter selbst *wurde*, was er nach seiner inneren Anlage und Bestimmung *war* und was er blieb, steht sein Hutten. Ja, dieses Gedicht zeigt deutlich die Übergangsphasen von resignierender Beschaulichkeit zu freudiger Parteinahme und Tatenlust. Der Dichter erwacht und ersteht in seinem sterbenden tapferen Helden und den Gestalten einer großen Vergangenheit, die er selbst zu neuem Leben erweckt.

„Ich bin zu jener Zeit", so erzählt C. F. Meyer, „ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrate über einem das Ufer einfassenden Kranze von

Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen . . . So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der Freiheitskämpfer, sondern als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann . . .

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse . . . Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten. Aufs tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Tatenfülle seiner Kampfjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland, und der ohne Grab und Denkmal unter diesem Rasen Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ich getraute mir Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapferen Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten." —

Mir ist besonders eine unserer Kahnfahrten

nach der Ufenau als ein Wendepunkt in meines Bruders Beziehungen zu Huttens grüner Insel in Erinnerung geblieben.

Es muß im Spätsommer des Jahres 1870 gewesen sein, als wir uns an einem heißen Nachmittage in den weiten Kahn eines in der Bucht des Dorfes Schirmensee bei seinen Netzen beschäftigten Fischers setzten, um uns von ihm ruhsam über die schimmernde Wasserfläche in die kühlen Schatten des Inselchens hinüberrudern zu lassen.

Noch nie waren wir dort einem Fremden begegnet. Vielleicht, wenn wir auf der Höhe beim Kirchlein auftauchten, kam einmal der Knecht des Klosterpächters herübergeschlendert und erbot sich, das kleine Heiligtum zu öffnen. Oder mein Bruder redete einen die Kühe hütenden Buben an und ließ sich den Schlüssel zum Aussichtspavillon des gnädigen Herrn von Einsiedeln geben, einem leichten Rundbau, dessen Fensterreihe einen herrlichen Ausblick über den spiegelnden See nach den St. Galler- und Glarnerbergen und der in der Abendsonne glänzenden Burg Rapperswyl bot. So tat er auch diesmal.

Die Schneeberge erblichen, die Schatten dunkelten, als wir, an die Heimkehr denkend, aus der Türe des auf einer grünen Erhöhung stehenden Pavillons traten. Da blieb mein Bruder stehen, sah scharf nach der über den hügeligen Rasenwellen zwischen den Bäumen sichtbaren hölzernen Bank vor dem Pächterhause hinüber und beschleunigte

dann plötzlich seine Schritte. Er mußte in dem dort ruhig hinter seinem Abendtrunke sitzenden Fremdling ein ihm vertrautes Gesicht erkannt haben. Der Einsame war keine alltägliche Erscheinung. Mit einem grauen Mäntelchen von mittelalterlichem Schnitte und einem verwelkten Filzhute von gleicher Farbe angetan, sah die hagere schmale Gestalt mit dem langen greisen Barte einem Pilger nicht unähnlich.

Mein Bruder begrüßte ihn lebhaft und stellte mir ihn, den ich zum ersten Male sah, als seinen alten Lehrer vom Gymnasium, den Germanisten, Professor Ludwig Ettmüller vor.

Das zweite Wort galt dem, was beider größtes Interesse war, was damals aller Deutschen Herz erfüllte — den Nachrichten von der Kriegserklärung Frankreichs, von der Mobilmachung und dem Ausmarsch des deutschen Heeres, von den ersten Treffen an der Rheingrenze.

Ettmüller, der nach Pfäffikon zurückfahren wollte, um die Bahn des linken Seeufers zur Heimkehr zu benutzen, begleitete meinen Bruder zu unserem Kahn. Es war beider erste nähere Begegnung nach sehr langer Zeit und der Anfang eines freundschaftlichen Verkehrs, der auch von den gütigen Gastfreunden zu Mariafeld gepflegt wurde.

Ich glaube, es war nach jener Fahrt, daß spät abends in Küsnach der vergessene schwere Schlüssel zum ädtlichen Pavillon aus des Dichters Rocktasche fiel.

X.

Am Winterabend, wenn der letzte rote Schimmer an den waldigen Höhenzügen aufgestiegen und verglommen ist; wenn auch die Habsburg, die auf ihrem ragenden Hügel mir von jenseits der Aare in die Fenster schaut und immer einen allerletzten schönen Tagesblick empfängt, in der Dämmerung verschwindet; wenn dann der Mond in scharfem Umriß heller und immer heller hervortritt, während tiefblaue, durchsichtige Nacht das schneebedeckte Tal füllt: dann kommen ungerufen die alten, lieben Erinnerungen vergangener Tage.

Während ich die Lampe in meinem mit verschiedenen Holzarten getäfelten Wohnzimmer auf den Tisch setze, tragen mich die Gedanken in einen ähnlichen Raum zurück, den ich einst mit meinem Bruder bewohnt habe. Zurück in ein altertümlich getäfeltes Stübchen am Zürchersee, zurück in unsere Winterabende des Jahres 1871, in das darauf folgende blühende Frühjahr, in die Entstehungszeit von „Huttens Tagen".

Dort im alten Seehof zu Küsnach hatten wir eine geräumige, stille Wohnung gemietet, die uns durch ihre Lage wie durch die Einteilung und Tagesbeleuchtung der hohen Zimmer stark an die Räume des urgroßväterlichen Hauses in Zürich gemahnte.

Kein Wunder! Denn die beiden Häuser hatten einen und denselben Erbauer, der Oberst Lochmann geheißen und, von Zürcherischer Herkunft, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Dienste der Krone Frankreichs gestanden haben soll. Sie hatten beide dieselbe langgestreckte Bauart, standen beide am Ufer, ihre schmale Giebelseite mit den Luxuszimmern des hohen einzigen Stockwerkes den blauen Seefluten zugewandt. Das Landhaus in Küsnach, wohl das ältere der beiden — denn es trug auf dem steinernen Türbogen der in den Garten führenden Hauptpforte die Jahreszahl 1606 — hatte den Vorzug, daß ihm der volle Ausblick auf die silbern glänzende Seebreite mit ihren zarten Farbenübergängen und stets wechselnden Stimmungen und auf das schöne jenseitige Ufer unverkürzt und unbegrenzt bewahrt geblieben war. Dabei freilich hatte es unter einer Reihe verschiedener Besitzer und Bewohner andere Verluste erlitten. Sein altertümlicher Skulpturenschmuck in Holz und Stein war im Laufe der Jahrhunderte teilweise verschwunden. Die Zier seiner goldgepreßten Ledertapeten hatte die Zeit geschwärzt, oder sie waren zerrissen worden.

Das alte Haus war, vom See her gesehen, wie versunken in das dichte Grün ländlicher Obstgärten. Überall durchschnitten schmale, mit Fruchtbäumen gesäumte Wiesenpfade das Gelände, von dem es umgeben war. Seine Außenseite hatte auf jeden herrschaftlichen Anspruch verzichtet. Nur die drei außergewöhnlich hohen und breiten, dem See zugewandten Fenster des Mittelstockes fielen auf, zumal abends, wenn das mittlere der drei, hell erleuchtet, seinen Schein wie den kräftigen Glanz eines Sternes auf die nächtlichen Fluten hinauswarf.

Die Fenster links und rechts waren die der zwei großen nach Ost und West gerichteten Eckzimmer meines Bruders. Das helle Fenster in der Mitte aber bildete den Abschluß des langen, mit rötlichen Steinplatten belegten Korridors, der, einem Klostergange nicht unähnlich, die beiden Zimmerreihen teilte, und über den mein Bruder im Winter oder bei Regenwetter abends, seine Zigarre rauchend, auf- und niederzugehen pflegte. Er hatte eine Vorliebe für Hängelampen und mochte es gerne, daß unsere größte und hellste, in der Mitte des Ganges in Messingketten von der Decke herabhangend, seine Schritte beleuchtete. Er befahl, daß man sie frühzeitig anzünde, auch wenn er nicht zu Hause sei, damit ihr Schein ihn schon von ferne grüße. Er sah das bekannte Licht durch das Südfenster des Ganges, wenn er, auf dem Dampfboote von einem Ausfluge zurückkommend,

sich auf dem Verdeck zum Aussteigen anschickte; durch das Nordfenster, wenn er vom Dorfe her durch schmale, seewärts führende Seitenwege zwischen Wiesen und Feldern seiner Wohnung zuschritt.

Gegen Norden lagen neben diesem Wandelgange links unser Eßzimmer mit der beschränkteren Aussicht auf Gärten und Äcker, Dorf und Kirche, rechts ein altertümliches Wohnstübchen, meines Bruders Lieblingsecke, wo er mir abends das Beste dessen, was ihn gerade beschäftigte, vorlas.

Es war mit uraltem, glänzendem Nußbaumholz getäfelt und trug in geschnitztem Gesims und reizenden Fruchtgehängen noch viele Spuren stilvoller Schönheit. An der einen langen Wand stützten zierliche Säulchen einen geschmackvollen Fries und teilten die breite Fläche in schöne, schmale Felder. Die scharfe, rechtwinklige Ecke zwischen den beiden Fensterreihen war durch wohlerhaltenes Getäfel voll anmutigen Schnitzwerks abgeschnitten und verborgen. An dieser schmalen Querwand stand mein kleiner Schreibtisch, über dem ein von Paul Deschwanden gemaltes Lieblingsbild unserer Mutter hing.

An dieses Pult rief mich in jenen glücklichen Frühlingsmonaten mein Bruder ein- oder zweimal am Vormittage: „Komm, nimm ein Blatt und fixiere mir schnell ein paar eben entstandene Hutten-Verse!“

Selten hatte er sie selbst schon aufgezeichnet.

Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er, seine Verse mit leiser Stimme singend, in seinem Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf- und niederging.

Im Winter aber stellten wir abends die Lampe auf den ovalen Tisch in der warmen Ecke des braunen Wohnstübchens. Dort trat ein alter Kachelofen von eigentümlicher Bauart mit breiten Seitenwänden und schmaler Vorderseite weit in den Raum hinaus. Er mochte im Verlaufe der Zeit bei verschiedenen Änderungen an Höhe und Schmuck eingebüßt haben. Die noch vorhandenen, dem Berufe des Erbauers gemäß mit kriegerischen Emblemen, Schild und Schwert, Helm und Lorbeer, bemalten, in die Höhe strebenden Pfeiler der Fronte ließen auf einen früheren, dem Stile des Gemaches entsprechenden turmähnlichen Aufsatz schließen, von dem nichts mehr zu sehen war. Die in violetten, braunen und gelben Schattierungen auf bläulichen Grund gezeichneten Bilder auf den dicken Kacheln zeigten Risse und Flicke. Sie stellten alte Schlachten vor: Zweikämpfe im Vordergrund und ihnen zuschauend geharnischte Kriegerscharen, deren Helmreihen und Spieße durch perspektivisch nach dem Mittelpunkte sich verlierende Zickzacklinien angedeutet waren. Die Führer dieser Heere waren es wohl, deren Heldengestalten, in größerem Maßstabe mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, einer über dem andern stehend, die beiden Pfeiler der Vorderseite zierten. So war es nicht nur das

ehrwürdige Alter unseres Ofens, das Achtung gebot, sondern auch ein gewisser Anspruch auf historische Weltanschauung, den er erhob. Fragwürdig war die Zusammenstellung der auf den Pfeilern in schwungvoller Haltung und in gleichmäßiger antiker Kriegertracht prangenden Heldenkönige. Es waren ihrer im Anfang wohl mehrere gewesen, und der allmähliche Ruin des alten Heizwerkes hatte ihre Reihe mit der Laune des Zufalls gemindert. Laut der gemalten Schnörkelschrift zu ihren Füßen standen vor unserem Blicke: Alexander der Große, König David und Carolus Magnus. Der letzte Name ließ sich nicht mehr entziffern — so ist uns der vierte eine ungenannte Größe geblieben.

Am Winterabend, wenn stiller Schnee die Felder deckte, mußte dieser alte Kachelbau noch einmal mit Brennmaterial gefüllt und die Glut mit langen, kräftigen Stößen geschürt werden. Ich saß dann mit der Arbeit bei der Lampe und wartete auf meinen Bruder, dessen regelmäßigen Schritt ich draußen auf dem hellen Gange auf und nieder wandern hörte.

Noch war der Tageslauf nicht zu Ende. Noch einmal erscholl über die Schneefläche gedämpftes Hundegebell. Es kam noch der „Bote", der damals jeden Morgen mit seinem blechgedeckten Handkarren, den ihm ein großer Hund ziehen half, die an der Seestraße liegenden Ortschaften und Landhäuser alle bedienend, nach Zürich ging und mit den vielen Botschaften, die er pünktlich in wenig Worten be-

sorgte, wieder heimkehrte. Der mit Einkäufen, Büchern, Zeitschriften und sonst allerlei Erwünschtem und Notwendigem Beladene war überall, wo er täglich zur gleichen späten Stunde verkehrte, ein willkommener, oft ungeduldig erwarteter Mann.

Da kam er. Man hörte den straffen Tritt auf der vom Flur heraufführenden Holztreppe, dann die kleine Schelle der Gangtüre. Schon empfing ihn mein Bruder und ließ ihn beim Scheine der Hängelampe ausrichten und auspacken, was er ihm brachte. Noch ein paar prüfende Blicke auf das Angelangte, dann flog die ausgerauchte Zigarre in den Aschenbecher auf dem Wandtische, und mein Bruder wanderte seinem Arbeitszimmer zu, aber nur, um einen Augenblick später mit seinem Band „Ranke" in der Hand wieder ins braune Wohnstübchen zu treten. Dann rückte er sich seinen Lehnstuhl bequem zur Lampe und begann vorzulesen.

Damals war es das Zeitalter der Reformation, in das uns die übersichtliche, klar auseinanderlegende und doch wieder unter hohe Gesichtspunkte zusammenfassende Darstellung des großen Historikers versetzte. Sie fesselte uns derart durch ihren ernsten künstlerischen Reiz, daß es meinem Bruder oft schwer wurde, das Buch zu schließen.

Eins aber haftet besonders in meiner Erinnerung. Da, wo Ranke von den Aussichten der bevorstehenden Kaiserwahl nach dem Tode

Maximilians I. und von den die deutschen Kurfürsten dabei beeinflussenden Beweggründen und Interessen redet und andeutet, die Möglichkeiten hätten eine Zeitlang so geschwankt, daß es den Anschein gewann, es könnte die Kaiserkrone Friedrich dem Weisen, dem Kurfürsten von Sachsen, angeboten werden — da verstummte mein Bruder, legte das offene Buch auf den Tisch und lehnte sich, von Gedanken übermannt, sinnend in seinem Stuhle zurück.

„Was hätte das Großes werden können!" rief er aus. „Ein deutscher Kaiser wie der Kurfürst Friedrich! . . . Ein Kaiserreich, geeinigt durch eine geistdurchdrungene kirchliche Reform deutscher Art! . . . Ohne Glaubenskriege, ohne blutige Kämpfe vereinigt in Macht und Herrlichkeit!"

Er schaute ganz ergriffen in diese Zukunftsferne, die sich doch nur einen Augenblick vor bald vier Jahrhunderten geöffnet hatte.

Sicher ist, daß für ihn die hervorragenden Träger deutschen Wesens, die seiner Seele bekanntesten Helden germanischen Stammes der Reformationszeit angehörten. Sei es Rankes Einfluß, sei es das Gefühl des Schweizers, der sein Vaterland zur Zeit der Reformation größer und durch seine Reformatoren mächtiger in die Weltgeschichte eingreifen sah als in jedem Jahrhundert vorher oder nachher, sei es ein anderes Element knapp geschlossener, schweizerischer Natur und nüchterner Artung: gewiß ist, daß ihm die Reformatoren und

die deutschen Fürsten ihres Jahrhunderts persönlich näher und in klareren Zügen vor ihm standen als das früher ihn unwiderstehlich anziehende, mit romantischem Zauber umwobene deutsche Kaisertum des Mittelalters.

Er stand in der Geschichte der Reformation auf festem heimatlichem Boden. Denn neben der großen Gestalt Luthers, neben den deutschen Fürsten und Reformatoren gehörten auch Zwingli und dessen milderer Gesinnungsgenosse, der Komtur Schmid in Küsnach, der mit dem Freunde in der Schlacht bei Kappel fiel, zu seinen Lieblingsgestalten, ich könnte sagen: zu seinem vertrautesten geistigen Umgange.

So kam es, daß nun, da das Deutsche Reich in Tat und Wahrheit nach schweren Kämpfen mit großer Gewalt der Waffen auferstand, C. F. Meyer als ein reifer Mann in freudiger Begeisterung seinen „Hutten" dichtete und nicht seinen Jugendträumen von der poetischen Verherrlichung der Hohenstaufenzeit Gestalt gab. Sein „Otto III.", sein „Konradin", sein „Kaiser Heinrich IV.", sein „Friedrich II.", die Traumgefährten seiner langen Abgeschlossenheit, traten in den Hintergrund seiner Gedankenwelt zurück. Schwebten sie mahnend und erinnernd wieder heran, so verwies er sie auf eine letzte, ganz ausgereifte und beschauliche Lebensperiode, die er sich vorbehalten glaubte.

Conrad Ferdinand Meyers Jugendgedanken über seine Hohenstaufenpläne hat er selber, schöner

als ich es irgend vermöchte, in seinem „Münster“ ausgesprochen. Der sterbende Baumeister erzählt seinem Sohne, wie ihn einst der Rat der Vaterstadt mit dem Bau des Domes betraute:

. . . „Laß, junger Meister, frommen,
Was du erwandert hast. Wohlan!
Entwirf uns eines Münsters Plan.“

Da saß ich auf in langen Nächten,
Zur Linken standen mir und Rechten
Der Christ mit seiner Märt'rerschar,
Die Kaiser mit den Kronen gar,
Viel reine Frau'n und Helden gut,
Die nahmen mich in Zucht und Hut.
Wollt' ich in schwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren,
Und opfert's nicht mit keuschem Sinn
Dem Ganzen streng ich zu Gewinn,
Gleich schlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an seinen eh'rnen Schild,
Den Finger hob, das Haupt von Licht
Umrahmt, ein Heil'ger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das ist ein Werk und ist kein Spiel! . . .

Nach vollendeter Reife des Dichters wäre indessen aus diesem mit den Jahren in seiner Seele sich umgestaltenden Hohenstaufenplane, um im Bilde zu bleiben, kein nordisch-gotischer Dom geworden, der breite Steinmassen in säulenreichen Schiffen und Kapellen in lichte Höhen emporhebt, sondern in gewachsener Erkenntnis des eigenen Künstlerberufes, der eigenen Kraft und Aufgabe,

wohl ein schlanker Aufbau in der Art des Campanile von Giotto mit wenigen hohen Motiven in reinen Linien aufstrebend, aber zugleich des belebtesten allegorischen Schmuckes in plastischen Gruppen und in den edelsten, fein ausgeführten Marmorreliefs nicht ermangelnd — ein über dem Gedränge des Tages schwebendes stilles Leuchten.

Im Jahre 1871 jedoch, im Seehof zu Küsnach, handelte es sich nicht um diesen fernen Abschluß. Aus dem durch das Feuer der Kriegsjahre in Glut und Fluß gebrachten spröden Metall seiner poetischen Anlage formte sich C. F. Meyers Erstling: „Huttens letzte Tage".

Dieser Erstling erwuchs in jenen geistig bewegten Tagen übrigens nicht, wie C. F. Meyers spätere Werke, nach der festen Zeichnung eines vorbedachten Planes, sondern in der freudigen Schaffenslust des Augenblicks aus lauter wie von selbst entstehenden Stimmungsbildern. Es lag ihnen von früher her nur ein altes Gedicht: „Der sterbende Hutten", zu Grunde, das mein Bruder für zu unfertig hielt, um es in die „Romanzen und Bilder" aufzunehmen, und überhaupt nicht als druckfähig ansah.

Jeder Morgen brachte damals ein neues Gedicht. Schöne Zeit! Allwöchentlich mindestens einmal las Meyer seine Verse den Freunden zu Mariafeld vor, wo Frau Eliza Wille die etwas ungelenken Gäste mit liebevollem Entgegenkommen empfing und den Dichter durch die lebendigste Teilnahme ermutigte,

während der geistvolle Dr. François Wille, der einst in schwierigen politischen Verhältnissen selbst ein tapferer Journalist gewesen war und den Ritter Hutten gern den ersten Journalisten nannte, Stachel und Sporn in freundschaftlicher Kritik nicht schonte.

Mehr als ein kleines Stimmungsgedicht, das damals entstand, wie der einem von Dr. Wille erwähnten alten thüringischen Schmiedebrauch seine Entstehung verdankende „Deutsche Schmied", erschien in deutschen Blättern. Der dritte Schlag dieses Schmiedespruchs gilt der deutschen Kaiserkrone:

. . . schmiede du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone neu!

Erst in einer späteren Auflage hat C. F. Meyer diese Verse in „Huttens letzte Tage" eingereiht statt eines „Das Gewitter" überschriebenen Stimmungsbildes. Da blickte der kranke Hutten in die hinter Purpurwolken versinkende Sonne. Ihre letzten emporschießenden Strahlen bilden eine leuchtende Krone. „Möchte das glänzende Bild die aus Blut aufsteigende deutsche Krone vorbedeuten!" fleht der Einsame.

Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem Deutschen Reich.

Meyer hat später diese nachträgliche Prophezeiung künstlerisch als zu leicht erfunden und

ausgemerzt. Er zürnt mir nicht, wenn ich heute verrate, daß er, die Verse vor sich her singend, die Kaiserkrone seiner Jugend vor sich sah; denn sie lauteten zuerst:

Sei Stauf er oder Zollern, gilt uns gleich,

als ob es keinen Dritten gäbe! Er vergaß seinen Hutten, dem er sie in den Mund legte, in der Begeisterung des Moments und auch sich selber, der er doch jederzeit ein Schweizer war und seinem republikanischen Vaterlande in warmer Liebe angehörte.

XI.

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ew'gen stillen Schnee . . .

Anfangs Juni 1858 strebte C. F. Meyer nach seiner Romfahrt, überwältigt von einer Fülle schönheitsreicher, großer Eindrücke und Gedanken, über den Langensee den kühlen Bergen der schweizerischen Heimat zu. Er war des täglich heißer aufsteigenden goldenen Sonnenglanzes müde und ließ sich, nachdem er in Arona das Dampfboot bestiegen hatte, über die Flut nach Magadino tragen, ohne nur die Borromäischen Inseln zu betreten, die wie ein geträumtes Paradies an ihm vorüberglitten.

Dann führte ihn der am Nordende des Sees bereitstehende Postwagen nach Bellinzona und in der Nacht bergwärts auf die St. Gotthardstraße. Das Morgenlicht fiel auf zwei rechts und links sie einfassende hohe Schneemauern, zwischen denen die schwere, gelbe Diligence zum Hospiz gelangte.

Von hier rollte sie abwärts längs der brausenden Reuß. Das Abendlicht sahen die Reisenden als rotglühenden Widerschein auf den Schneefeldern des Urirotstocks, als sie in wunderbarer Kühle über die tiefen, grünbeschatteten Fluten des Urnersees von Flüelen nach Luzern fuhren.

Daheim! Wie gut ruhte es sich aus in der behaglichen Herberge am Seegestade! Langsam und wie verhüllt durch die feuchtere Luft drang frühmorgens das Gespräch der Schiffer, die ihre Fahrzeuge rüsteten, zu den offenen Fenstern des Gasthofes herauf. Duftig und rein leuchteten die Bergspitzen. Der Dichter konnte dem Drange der Heimatluft nicht widerstehen, er machte sich mit der Schwester auf nach dem Rigi, um von der Höhe ringsum das liebe Land zu schauen und zu grüßen.

Er überschritt von dem Tage an kaum für längere Zeit mehr die Grenzen seiner schweizerischen Heimat, bis er vierzehn Jahre später noch einmal mit unvergleichbar vertieftem und geläutertem Kunstverständnis einen ganzen Winter in Venedig verlebte, der ebenso reich an freudiger Arbeit war wie an ruhigem Genusse.

Es ist bezeichnend für C. F. Meyer, daß er niemals nach Rom und Florenz zurückkehrte. Die mächtigen Eindrücke, die er dort empfangen hatte, versanken in die Tiefe seiner Seele und wurden immer mehr sein Eigentum. Sie verwandelten sich in sein eigen Fleisch und Blut, und statt sich zu

verwischen, bekamen seine Erinnerungsbilder in der Spiegelung seiner Phantasie, je mehr sie zeitlich in die Ferne gerückt wurden, um so mehr Klarheit und Harmonie.

Die langsame und vollständige Änderung seiner Arbeitsziele und seiner Arbeitsweise, die, soviel ich sehe, noch von keinem Beurteiler des Dichters erörtert worden ist, begann in Rom, als C. F. Meyer die „große Kunst", wie er sie nannte, die Kunst eines Michel Angelo Buonarotti, in Architektur, Skulptur und Malerei leibhaft vor sich sah. Fortan war er ein Glücklicher. Er war es trotz aller in ihm und außer ihm vorhandenen Bande und Hindernisse, weil er ein großes künstlerisches Ziel hatte, weil eine bestimmte Laufbahn unendlichen Ringens und Strebens sich vor ihm öffnete.

Die erste Wirkung, mit der die „große Kunst" in Rom auf seine zart organisierte Natur eindrang, war für sein Scharfgefühl eine Übergewalt. Er sträubte sich wohl anfangs dagegen, wie gegen alles mächtig und fremdartig über ihn Kommende, fast wie gegen einen Schmerz. Er erlitt ihre großen Eindrücke und schwieg. Ich erinnere mich nicht, daß er je einem gewaltigen Eindruck, solange dieser auf ihn einstürmte oder auf ihm lastete, in einem Gedichte vollen poetischen Ausdruck gegeben hätte. Versuchte er es dennoch einmal, so fand er später diese mageren „Skizzen" unzulänglich oder schwächlich und verbrannte sie. Der darin fixierte

Gedanke aber blieb in seiner Seele haften, um dann nach Jahren als ein ganz individuelles Gebilde voller Kraft und Schönheit wieder ans Licht zu treten, derart umgestaltet, daß nur dem Wissenden der erste Ursprung erkennbar ist.

Wie aber geschah diese innerlichste Künstlerarbeit? Darf ich mir getrauen, meiner Erinnerung an dies geheime Wirken Worte zu geben?

Mein Bruder sehnte sich von jeher, so zu dichten, daß durch sein Wort nicht Gedanken ausgedrückt, sondern handelnde Gestalten geschaffen würden. „Jeder Gedanke muß seinen schönen Leib haben," meinte er. „Nur keine grauen Theorien. In der Poesie muß alles in Schönheit eingetaucht sein."

Allem, was er in seiner drangvollen Jugend entwarf, mangelte nun gerade der durchgebildete Leib, das was er später „körperliche Schwere" nannte. In der Luft schwebende unbestimmte Schemen nur schufen seine ungeduldigen Versuche. Später geriet er, die Festigung seiner Gedanken suchend, ins Moralisieren. „Das ist wuchtiger, aber es ist noch nicht schön; es ist keine wahre Poesie," sagte er mit Recht. — Nun suchte er leichtere Formen, individuellere lyrischen Ausdruck und gelangte dabei auf liebliche Pfade, die ihn wieder nicht zum erstrebten Ziele führten. Es entstanden zarte Stimmungsbilder, die ihm als zu dünn, zu gedankenhaft blaß seinem eigensten Wesen nicht zu entsprechen schienen. War denn keine

Erlösung aus diesem geschlossenen Kreise? Er sah keine und verlor den Mut.

Nun kam er nach Rom und sah die Sistina Michel Angelos. Diese Kunst traf ihn wie ein Lichtblitz. Buonarotti erschien ihm in seinen Schöpfungen als der größte Poet. Hier stand vor seinem Blicke, was er immer gesucht hatte: gewaltige Verkörperung großer Gedanken. Nicht daß er je daran gedacht hätte, es diesem kühnsten der Meister Italiens nachzutun oder sich auch nur von ferne für eine ähnliche Künstlernatur zu halten! Das war diesem gigantischen Menschen gegenüber ganz undenkbar. Aber es offenbarte sich ihm in Michel Angelo wie nie zuvor das große Geheimnis der schöpferischen Kunst. Bisher hatte er gesucht, die seine Phantasie fesselnden Dinge liebevoll abzuschreiben und sie mit seinem eigenen, noch erfahrungslosen Gedankeninhalt zu beleben. Er hatte sie nach eigenem Gutdünken idealisiert, das heißt ein wenig ins Schöne oder ins Häßliche übertrieben. Von nun an anders. Er wollte jetzt in den Sinn und Gehalt der Dinge eindringen, ihn in sich aufnehmen, bis er in seiner Seele lebendig würde, in sein eigenes Wesen überginge. Er wollte in die Tiefe der Dinge eingehen, in die Stimmung der Natur, in das Herz der Menschen, in den Gedanken ihrer Taten. Er wollte selbst darin leben. Das Bild, das er so gewonnen, wollte er in sich ausgestalten, nicht ruhen, bis es klar und individuell vor seinem inneren Blicke

stehe, und ihm dann erst als Künstler seinen wahren, neuen Körper geben. Die Flamme seiner Seele sollte übergehen in sein Gebilde. Das nannte er „ringen mit seinem Stoffe". — „In der Poesie muß jeder Gedanke sich als sichtbare Gestalt bewegen. Es darf kein Raisonnement, nichts gedankenhaft Beschreibendes als unaufgelöster Rest übrig bleiben. Es muß alles Bewegung sein und Schönheit!" sagte er mir oft.

Dieses Gesetz seines Künstlergewissens erklärt die späteren Umwandlungen seiner Gedichte. Es konnte vorkommen, daß der Dichter einen alten Entwurf zum zweiten und dritten Male einer fruchtlosen Neugestaltung unterzog. „Ich habe den Stoff noch einmal in den Schmelztiegel geworfen. Er muß weiter glühen. Heute läßt er sich nicht schmieden. Ich nehme diesmal einen anderen, weniger spröden," so drückte er sich darüber aus. Er tat es ohne jede Entmutigung, weil er, seit er in Italien die „große Kunst" mit Augen gesehen, seiner poetischen Ziele sicher war.

Dazu kam der Einfluß Jakob Burckhardts. Kann ich es Einfluß nennen? Der Dichter suchte sich nach seiner Rückkehr von Rom über die Gewalten, denen er dort anheim gefallen war, klar zu werden. Er griff nach den Schriften seines Baslerischen Landsmannes und fand in dieser kongenialen Natur den orientierenden Führer, dessen er bedurfte. Burckhardts Tatsächlichkeit war es, die ihn im gegebenen Momente unmittelbar in das

Leben der Renaissance hinein versetzte, um nicht zu sagen hineinwarf.

Da es eine zu schwere Aufgabe für mich ist, das dichterische Schaffen und Umgestalten, das meines Bruders Lebensarbeit und zugleich seines Daseins stete Freude wurde, mit Worten, die nicht die seinigen sind, zu beschreiben, so muß ich ihn selbst reden lassen.

An den letzten Mondscheinabenden, die er in Rom vor seiner Abreise verlebte, wanderte er noch allein an die Stätten, die ihm besonders lieb geworden waren, und deren Eindruck er bewahren wollte.

Mit schriftlichen Zeichen festgehalten hat er nur zwei dieser Eindrücke: den „schönen Brunnen" der Villa Borghese und einen Abschiedsblick vom Ponte Sisto auf den „heiligen Tiber", den er mit der Überschrift „Römische Mondnacht" in die „Romanzen und Bilder" aufnahm. Die kleinen Gedichte las er mir in Rom vor. Mehr Eigenes auszusprechen war ihm damals unter der Wucht der römischen Eindrücke nicht möglich. Diese „Römische Mondnacht" blieb unter seinen Entwürfen in ihrer ursprünglichen Form liegen. Als er viele Jahre später seine lyrischen Gedichte sammeln wollte, rührte er an das Blatt, das ihm bleich und gedankenhaft erschien; er versuchte, es mit etwas römischem Abendgold, das er auf St. Peters Dom fallen ließ, zu färben, und sagte zum Schluß:

Den Ernst des Lebens nehm' ich mit mir fort:
Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr:
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer.

Doch er fühlte, daß er das eben nicht sagen, sondern durch die dichterische Tat zeigen sollte. So sah er den Versuch, das kleine Gedicht zu ändern, als einen mißglückten an und nahm es in seiner ersten römischen Form unter die „Romanzen und Bilder" auf.

Römische Mondnacht.

Ein feierliches Mondenlicht ergießt
Sich auf das schlummernde, das ew'ge Rom,
Kein Laut, und unter stillen Brücken fließt
Des heil'gen Tibers unerschöpfter Strom.
Was sich erbaute sein Gestad entlang
Und was zerfällt in Trümmer voller Pracht,
Verwächst in ruhigem Zusammenhang
Zu einer ernsten, friedevollen Macht.

Wie Wellen schweben Ungemach und Glück
Vorüber, keine gleitet mehr allein,
Verschüchtert tritt das laute Heut zurück
In seiner Schwestern leise zieh'nde Reih'n:
Die Stunde schämt sich ihrer Ungeduld,
Wo still Jahrtausend an Jahrtausend ruht,
Und es versinkt des Tages Hast und Schuld
In eines großen Lebens stete Flut.

Nun vergingen dem Dichter Jahre des stillen Umganges mit den schaffenden Geistern der Renaissance. Die in Rom empfangenen Eindrücke begannen jetzt, in seiner Seele selbständig wachsend,

sich zu beleben. Der stille, schöne Winter in Venedig sah den Dichter täglich in der Akademie oder in den Kirchen und an anderen Stätten, die den farbenleuchtenden Schmuck der großen venetianischen Malerschule der Renaissance in sich bergen. Er schrieb damals an seinen geliebten alten Freund, Professor Louis Vulliemin: „Ich lerne hier unendlich viel auf Schritt und Tritt." — Tizians zugleich große und feine Auffassung der Individualität in seinen Bildnissen zeigte ihm, wie historische Persönlichkeiten darzustellen seien. Die großen Szenenbilder der venetianischen Schule gaben ihm Licht für die Komposition figurenreicher Bilder in großem Stile. Er wuchs in das Verständnis dieser schönen, breiten Ausgestaltung einer edeln Gedankenwelt wie von selbst hinein.

Die Verkörperung des Geistes, die den Dichter in Michel Angelos Werken als Größtes erfaßt, ihm aber unerreichbar geschienen hatte, wurde ihm durch die einfache, befriedigte Ruhe in den Schöpfungen Tizians so nahe gebracht, daß sie ihn zu ähnlicher Auffassung und Verarbeitung seiner historischen Stoffe auf dem Gebiete der Dichtkunst mächtig reizte.

In dieser Weise bildet der Winter in Venedig den Ausgangspunkt für alle spätere Arbeit C. F. Meyers. Er bot ihm die Maßstäbe, zu denen er fortan immer wieder bei der Umarbeitung seiner alten Entwürfe zurückkehrte und an denen er seine neuen Kompositionen prüfte.

Als ihm nun beim Zusammenstellen seiner Gedichtsammlung nach Jahren die blasse „Römische Mondnacht" mit ihren Gedankenreflexen wieder in die Hände fiel und der Eindruck, unter dem sie entstanden, größer und mächtiger in ihm auflebte, schnitt er sie unbedenklich mitten entzwei. Die Gedanken darin wurden zu Personen. Die in den beiden Strophen nebeneinander fließenden Stoffe wurden getrennt und jeder kraftvoll in einem besonderen Gedicht entfaltet und individualisiert. Es entstanden daraus: „Auf Ponte Sisto" und „Chor der Toten".

Auf Ponte Sisto.

Süß ist das Dunkel nach Gluten des Tags! Auf dämmernder Brücke
Schau ich die Ufer entlang dieser unsterblichen Stadt.
Burgen und Tempel verwachsen zu einer gewaltigen Sage!
Unter mir hütet der Strom manchen verschollenen Hort.
Dort in der Flut eines Nachens Gespenst! . . . Ist's ein flüchtiger Kaiser?
Ist es der „Jakob vom Kahn", der Buonarotti geführt?
Gellend erhebt sich Gesang in dem Boot zum Ruhme des Liebchens.
Horch! Ein lebendiger Mund fordert lebendiges Glück.

Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,

Und was wir vollendet, und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Nicht selten sprechen seine Verse selber von diesem Geheimnis seines schöpferischen Dichtens. So, wo er in seinem „Pensieroso" Michel Angelo über den Vorgang reden läßt, den man den Übergang der Seele des Künstlers in sein Gebilde durch intensives, liebevolles Sich-hinein-Denken und -Hinein-leben nennen könnte.

Ein junger Mediceer, „der einzige der heitern Medici, der Schwermut kannte", ist, nachdem Michel Angelo ihn im Selbstgespräch belauscht hat, gestorben, „fast unbemerkt".

. . . Nach einem Zeitverlauf
Bestellten sie bei Michel Angelo
Das Grabbild ihm und brachten emsig her,
Was noch in Schilderei'n vorhanden war
Von schwachen Spuren seines Angesichts.
„So waren seine Züge," sagten sie.
Der Meister schob es mit der Hand zurück:
„Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt,
Und kenne seine Seele. Das genügt."

Wie die Eindrücke der Gegenwart sich nie unmittelbar zum Gedichte gestalteten, sondern,

um zum bildsamen Stoff zu werden, in der Seele des Dichters vorerst versinkend und untergehend, sich verwandeln mußten, zeigt am deutlichsten seine kleine Dichtung „Engelberg".

Über zehn Jahre waren vergangen, seit er den Titlis bestiegen oder, träumend und selig die Reinheit der Lüfte atmend, auf dem Jochpasse an der Grenze des ewigen Schnees, zwischen den zarten Glocken der Soldanellen ins Moos gestreckt, dem wie ferne, ferne Harfentöne klingenden Rieseln der Gletscherwasser zugehört hatte.

Da, im Süden, in der stillen Lagunenstadt, überströmen ihn unaufhaltsam die Erinnerungen an das Bergtal und die fernen Alpenweiden. Halb improvisierend, mühelos diktiert er mir die melodischen Verse, ohne vorher Erfindung und Einteilung des Gedichtes stark zu bedenken. Neben dem heimatlichen Zauber der fernen Alpen schwebt ihm dabei bald Tizians herrliche, andachtglühende Himmelfahrt der Madonna, bald schwebt ihm die unwiderstehliche Anmut der musizierenden Kinderengel Giambellinis vor. So große Freude aber dem Dichter das Entstehen seines anmutigen venetianischen Geisteskindes machte, so wenig befriedigte ihn schließlich dessen vollendete Bildung. „Es ist ewig schade," äußerte er später: „An Engelberg habe ich viele Schönheit gewandt; ich habe daran die unvergleichliche Stimmung des venetianischen Winters verschwendet. Hätte ich das Gedicht doch schon im Anfang kräftig und lebensfähig vor-

gezeichnet und ihm eine feste Gliederung gegeben! Jetzt ist es, was es ist. Es fehlt darin das einheitliche Motiv und darum die einheitliche Wirkung." — So konnte der Dichter von seinem „Engelberg" sich innerlich nicht freimachen. Die Seele seines Bergtals hatte ihren vollen Ausdruck nicht gefunden und lebte in ihm fort. Das Gedicht konnte sich nicht, wie seine späteren Novellen, als geschlossenes Kunstwerk für immer von seiner Seele ablösen. Lieblich hatte er in dem Gedichte die wunderbare Feier einer reinen, duftigen Morgenfrühe festgehalten, den erwachenden Tagesschimmer auf dem Gletscherhaupte des Titlis mit den leichtschwebenden Nebeln und den zarten, rosig überhauchten Wölkchen. Die tiefen Töne dagegen der Bergnatur, ihre dunkle elementare Kraft, ihre schauerliche Übergewalt werden im „Engelberg" nicht fühlbar. Auch die das Alpental bevölkernden Menschen schweben traumartig. Sie ermangeln der stürmischen Leidenschaft sowohl als des scharfen, charakteristischen Gepräges. Sie leben kein volles Leben.

Seltsam bleibt es, daß C. F. Meyer dieser Dichtung ihre fließende Gestalt gab zur Stunde, da es ihm vor den Meisterwerken venetianischer Kunst und in neu erwachender Erinnerung an Michel Angelo vollkommen klar wurde, daß für seine Dichtkunst das einzige Heil in festester Gedankenmotivierung zu finden sei. „Engelberg" ist sein letztes, halb unbewußt entstandenes episches

Stimmungsgedicht. Aber die noch nicht durch volle Ausgestaltung erlöste Seele des Alpentals folgte seinen Schritten auch in die neue Schaffensperiode nach. Diese Seele ward größer und bewegte sich leidenschaftlich. Ihre Stimme klang tief und ernst wie das Tosen des Rheins in den Schluchten der Viamala. Sie gestaltete sich nach Jahr und Tag zur — „Richterin".

In C. F. Meyers „Engelberg" erzählt der Gemsjäger der aus dem Kloster entflohenen Angela, woher er kommt:

„Vernimm." Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen steigt herauf:
„Dort liegt das Land, aus dem ich stamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbraust,
Hat lange mein Geschlecht gehaust.
Ein Staufen hat es hingesetzt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welschland unverletzt
Zur Kaiserkrone möge fahren.
Dort leuchtet saftig grüne Weide
Wie ein smaragdenes Geschmeide:
Der Pfeil entschwingt sich dort den Klüften
Und stürzt das Grattier aus den Lüften,
Beinah wie hier! Nur stehen grüner
Die Wiesen und die Berge kühner. —
Mein Ahne war es, dem ein Zwist
Mit seinem Nachbar worden ist.
Es war um eines Weibes willen,
Um eines Weibs verbotner Glut,
Und nimmer war fortan zu stillen
Die ruhelose Rachewut." . . .

Diese dunkleren Schatten und feurigeren Beleuchtungen Bündens fallen auf die Gestalten der „Richterin" und heben sie kraftvoll ausgebildet von dem Grunde einer wilderen Berglandschaft und einer ferneren Vorzeit ab.

Dennoch ist es unmöglich, die Verwandtschaft der beiden Gedichte: des ins Unbestimmte duftig verschwebenden und des fest und massig aufgebauten, zu verkennen. Die Mariafelder Freunde bedauerten nach Vollendung des „Engelberg", und C. F. Meyer bedauerte es selbst, daß er aus der ins Kloster gezwungenen „Jutta" des Gedichts nur eine kurze Episode, kein volles Menschenschicksal geformt habe. Wir erkennen in Frau Stemma, der Richterin, die kräftige Entwicklung dieses verborgenen Keims. Das leicht angedeutete Verhältnis des wilden Kurt zu seinem die verderblichen Wassergeister beschwörenden Bruder Beat tritt in den Beziehungen Wulfrins zu Graciosus fester ausgeprägt und unvergleichlich kräftiger und schöner entwickelt wieder ins Leben. Der jungen, lichten Mädchengestalten in beiden Gedichten und der in beiden waltenden friedliebenden Geistlichkeit nicht zu erwähnen. Der Schauplatz beider Begebenheiten ist der südliche Grenzwall des Reiches, es sind die Alpenschluchten mit ihrem Bergzauber. Über beiden schwebt, der sagenhaften Zeit und der wechselnden Stimmung und Beleuchtung der Gebirgseinsamkeiten entsprechend, ein leiser Schauer des Wunderbaren.

Es liegt im Charakter C. F. Meyers, daß

er über die Naturgewalten und elementaren Leidenschaften der Menschenherzen als Vertreter einer höheren Ordnung nicht eine geistliche Persönlichkeit stellt; in beiden Gedichten ist es der Kaiser, der, ein Vertreter göttlicher Gerechtigkeit, als höchste menschliche Instanz das Schiedsgericht hält. In „Engelberg" reitet der uns Zürichern, als Schutzherr unserer Vaterstadt, wohlbekannte Rudolf von Habsburg mit seinem Gefolge, noch als kluger, bescheidener Graf, festlich und eilig nur, durch das Klostertal. Dennoch erscheint er, um seines rettenden Amtes zu walten, da er den tapfern Kurt, der sich gerade in schlimme Händel verwickelt, in seiner Heeresfolge entführt:

In Kriegszucht will ich den Gesellen
Und unter edles Banner stellen.
Ich stell ihn zu des Reiches Aar,
Den nehm er stolzen Auges wahr!
— Ein Roß für ihn! — Herr Abt, Valet! . . .

In der „Richterin" ist Karl der Große der Verwalter göttlichen Rechts, dessen hohem Gericht sich die geängstigten Seelen übergeben, damit er entscheide. Karl der Große ist ein Kaiserbild, mit dem mein Bruder vertraut war, als er noch keine Weltgeschichte lesen konnte. Ist es doch hoch in der Nische des einen unserer beiden Großmünstertürme zu schauen! Uralt, die Krone auf dem Haupte, das Schwert über die Kniee gelegt, thront da in Stein gehauen seit vielen Jahrhunderten Carolus Magnus, weit erhaben über den wimmeln-

den Gassen und Brücken der Stadt. Dieser Kaiser Karl beschäftigte lebhaft unsere Kindergedanken. Erzählt doch die Sage, er habe auf der Hofstatt, wo später das Münster erbaut wurde, auf seinem Durchzuge nie versäumt, Gericht zu halten über alles Unrecht, das vor seinem heiligen Stuhle verklagt wurde. Nicht nur im Reiche der Menschen richtete er das gebeugte Recht wieder auf, auch Vertreter der geschädigten Tierwelt nahten sich den Stufen seines Thrones.

Wie gerne hätten wir Kinder gesehen, daß das wieder geschähe!

Später, am Gymnasium, im Unterrichte des Germanisten Ludwig Ettmüller, der selbst ein an die Karlssagen sich anlehnendes, wohl jetzt vergessenes Epos gedichtet hatte, gingen bei meinem Bruder die Wogen der Begeisterung hoch. Es klang bei uns das Haus von Kaiser Karl und Jung Roland, seinem Neffen.

Wiederum viel später, als für meinen Bruder die Romantik verschwunden war und der Geschichte Raum gegeben hatte, freute sich C. F. Meyer, diese mächtige und klare Herrschergestalt als den Organisator und Gesetzgeber des Reiches durch Guizot näher kennen zu lernen, der sich in seiner „Histoire de la Civilisation en France“ eingehend mit der Zeit Karls des Großen beschäftigt. Auch in Meyers Briefen an den Historiker Louis Vulliemin finden sich Spuren gemeinsamer großer Vorliebe für diesen, am Eingange unserer Landesgeschichte

stehenden, durch die Jahrhunderte leuchtenden Namen. Aus Venedig schreibt der Dichter an seinen alten Freund: „Ihre Auffassung der Krönung Karls des Großen macht mir Eindruck. So und nicht anders muß sie sich zugetragen haben. Also auch hier, wie in allen anderen Stücken, ziehe ich den Hut vor der feinen Witterung und dem Scharfblick des geliebten Meisters." — Und bei einer späteren Gelegenheit schreibt er an Frau Vulliemin: „Ich bin wieder daran, die Erinnerungen meines verehrten und lieben Freundes zu lesen. Als ich zum Abschnitt des ‚Traumes' kam, sagte ich laut zu mir selbst: Mein Carolus Magnus muß geschaffen werden!"

Karl der Große in der „Richterin" ist also der echte, eigenste Carolus Magnus des Dichters.

In dem Sinne, wie es gewöhnlich verstanden wird, hat C. F. Meyer in seinen Gedichten weder die Natur kopiert noch seine eigenen Gefühle niedergeschrieben. Für seine Novellen wählte er unter der Reihe geschichtlicher Menschen, die stets seiner Phantasie gegenwärtig waren, die Persönlichkeit, die sich zur Stunde durch ihre psychologische Merkwürdigkeit oder Schönheit seines Interesses bemächtigte. Er ließ sie reden, damit er sie kennen lerne, erfahre, was sie wert sei, und beurteile, was aus ihr werden könnte. Er brachte sie in Bewegung, damit sie sich nach allen Seiten klar von ihrem Hintergrunde abhebe. Dann bekam sie mit einem Male Leben und bewegte und

beseelte sich von selbst. Es geschah dann zuweilen, daß er in seiner Schaffensfreude von seinen Schöpfungen so redete, daß es hinzukommenden Dritten vorkommen konnte, als rede er von lebenden, selbsthandelnden Personen.

Natürlich brauchte er zu ihrer Vollendung auch Züge und Farben der Außenwelt. Sein inneres Bild verschärfte sich durch einen leisen Charakterzug, den er vielleicht irgendwo bei Freund oder Feind im Vorübergehen überrascht und aufgefangen hatte, oder durch eine dazu gehörende Bewegung, die ihm auf einem Stanzenbilde Raffaels aufgefallen war, und die sein Gedächtnis festhielt, oder durch eine kleine historische Notiz, die für ihn ein besonderes Licht auf irgend jemanden warf, oder durch irgend einen andern, ihn wie ein Lichtblitz berührenden Eindruck.

Niemals verfuhr er so, daß er verstandesmäßig aus einzelnen Teilen ein Ganzes konstruiert hätte. Nein, seine Gestalten erwuchsen aus einer gewissen Notwendigkeit kraft der von den vorhandenen Mittelpunkten in die Glieder ausgehenden Lebensbewegung. Bei diesem souveränen künstlerischen Schaffen entstanden historische Gestalten von solcher Realität, daß sie mir, wenn er mir diktierte, wie aus dem Leben geschnitten erschienen. Mir war, als bewegten sie sich in freier Naturwirklichkeit, wie wenn sie seinem nächsten Freundeskreise angehörten. Sprach man ihm davon, so sagte er: „Poesie ist nicht Wahrheit, sie ist deren schöner

Schein. In der Wirklichkeit sind die Leute weniger einheitlich. Sie sehen sich selbst nicht immer ähnlich."

Aus dem allen ist leicht zu erkennen, wie es sich mit der scherzhaften Äußerung verhält, mit der Conrad einen Brief schließt, in dem er seinem Neuenburger Freunde, Felix Bovet, über „Die Versuchung des Pescara", seine jüngste Arbeit, berichtet hat:

Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. Meyer.

In der Tat leben alle seine Gestalten, nicht nur die um Pescara gruppierten, vom eigenen Leben des Dichters. Er beschrieb nicht, er moralisierte nicht, — er ließ seine Personen aus seiner eigenen Fülle atmen und handeln. Ehrlich gestanden fragte ich ihn, als er mir die Versuchungsszene aus seinem „Pescara" vorlas: „Wie kommst du dazu, diesem Morone, den du als Gaukler und Phantasten darstellst, deine eigenen Ansichten über die Geschicke Italiens und deinen innersten Gedanken mit dem edeln Wort in den Mund zu legen: ‚Pescara, ich habe stets gefunden, daß der Schlaueste und am meisten Argwöhnische endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde steht, wo er trauen und glauben muß' . . .?"

Er lächelte und sagte: „Ich mußte ihn heben, um ihn als glaubhaften Versucher neben meinen Pescara zu stellen. Ohne die veredelnde Glut seiner

Liebe zu Italien hätte ihn der Feldherr niemals ernst genommen."

So wurde bei C. F. Meyers Arbeiten alles und jedes der künstlerischen Absicht untergeordnet. Niemals ließ er sich dazu hinreißen, pikante Porträtzüge oder persönliche Reminiszenzen zwecklos und zufällig zu verwenden.

Warum schrieb C. F. Meyer kein Drama? Hätte nicht bei seinem großen historischen Stile, seinem dramatischen Aufbau der Handlung, seiner strengen Motivierung der Begebenheiten diese höchste dichterische Kunstform ihn unwiderstehlich anziehen müssen?

So lautet eine andere Frage, die nicht selten aufgeworfen wird.

Wohl glaube ich, daß der Gedanke, ein großes Drama zu schreiben, ihn oft gelockt; aber ich muß als sein langjähriger, sehr williger Sekretär bezeugen, daß er ein Gedicht in dramatischer Form mir nie über die ersten Eingangsszenen hinaus diktiert hat. „Es ist besser, ich behandle den Stoff vorerst als Novelle," sagte er dann. „Später läßt er sich immer noch zum Drama zusammenschmieden."

Und dabei blieb es. Er begann dann, wie von einem Banne befreit, einen stimmungsvollen Eingang mit fein und liebevoll abgewogenem Hintergrunde zu entwerfen. Er war dabei mit seiner Inspiration allein und dichtete, wie ein Maler malt. Psychologische Vertiefung der Charaktere

und deren natürlicher innerer Zusammenhang mit dem Boden, dem sie entsprießen, war das eigentliche Gebiet seiner Dichtung. Wie die Dinge entstehen, wie die Menschen sich entwickeln, stellte er dar. Das Bedürfnis, die Begebenheiten groß zu fassen, ihr Fortschreiten, ihren Höhepunkt, ihr Scheitern oder ihre Vollendung zu zeigen, zwang ihn, sie dramatisch zu schauen und zu behandeln. Seine starke Phantasie bedurfte einer festen Gürtung, darum ordnete er seine Stoffe in große, abgegrenzte Bilder. Was ihn aber zuerst zur Bearbeitung eines Stoffes reizte, war das historische oder das psychologische Problem.

Ist das nicht eine dem Talente des dramatischen Dichters entgegengesetzte Art des künstlerischen Verfahrens?

Auf die Frage: warum schrieb er kein Drama? kann ich nur mit einigen laienhaft ausgedrückten Gegenfragen antworten:

Sollte bei dem berufenen Bühnendichter nicht die Handlung mit ihren Wirkungen das im Geiste zuerst Entstehende sein? — Steht nicht, bewußt oder unbewußt, dem großen dramatischen Dichter bei allem, was er schafft, der Erfolg im edelsten Sinne, steht ihm nicht die Wirkung ins allgemeine, steht ihm nicht das Publikum, das er durch seine Kunst elektrisieren will, begeisternd vor der Seele?

C. F. Meyer löste das psychologische Problem in seinen Personen tief eingehend und langsam.

Wo wäre, bei seiner individuellen und scharfen Ausführung auch der landschaftlichen und historischen Hintergründe, Raum und Freiheit geblieben für die vermittelnde Kunst des begabten Schauspielers mit ihrer Zaubermacht über die Geister?

XII.

Bergluft! Wie oft sehnte sich der Dichter schon im Frühling, der seine beste Arbeitszeit war, hinweg aus dem Staube und dem Lärm der Gassen über die grünen Vorberge nach den in der Ferne winkenden Schneespitzen! Doch er wollte und konnte nicht reisen, bis sein angefangenes Werk vollendet und druckfertig war.

Er nahm keine Arbeit mit auf die Höhen und von seinen Büchern nur ein paar Lieblingsbände: die „Odyssee" vor allem und das „Purgatorio" aus der „Göttlichen Komödie" seines Dante, über dessen Felsterrassen eine so wunderbar mit den scharfen, reinen Berglüften verwandte Stimmung liegt. Vielleicht noch einen Band Shakespeare. Und doch, ohne Feder und Papier, schuf er das Schönste, ruhend ausgestreckt auf dem kurzen Gras der Alpweiden, oder vielmehr, es kam über ihn. Aber er hielt nichts fest, er schrieb nichts nieder, er ließ seine müde Stirne ausruhen und badete sie in Licht und Luft rein und gesund.

Erst wenn er wieder im Tale saß, prüfte er auf seinen Gehalt hin, was ihm auf der Höhe die Lüfte zugeweht hatten, und was vielleicht in meinem Notizbüchlein im Kampf mit den freien Bergwinden schnell festgehalten worden war. Ein paar seiner gesungenen Verszeilen, mit Bleistift flüchtig angedeutet! — Er prüfte dann mit erfrischtem Sinn.

Es war ihm möglich, völlig auszuruhen, weil er die den meisten seiner Bekannten unverständliche Fähigkeit besaß, sich in das Leben und Weben der Natur traumartig zu versenken. In solchen Stunden fühlte er sich ihr verwandt und glaubte er sogar bis auf einen gewissen Grad an ihre bedeutsamen Winke und Vorzeichen, an das Omen. Er mochte es gerne, wenn im Augenblicke, da er ein Gedicht vollendete oder zum ersten Male vorlas, die gewaltigen Donnerschläge eines Frühlingsgewitters über den aufgeregten See rollten .... Blickte er mir jetzt über die Schulter, so hörte ich ihn wohl sagen: „Schwesterchen, du verleumdest mich! Damit war's mir ja gar nicht Ernst!" ... Nein, nicht Ernst, — es war Traum. Es war Zusammenhang mit der Naturstimmung. So pflegte er auch zu sagen: „Ich stehe mit der kleinen Tierwelt auf dem besten Fuße. Käfer, Eidechsen, Schmetterlinge wissen es wohl, sie haben mir vieles zu danken. Ich habe ihrer manchem das Leben gerettet." Es lebte im Verborgenen noch etwas von dem liebenswürdigen, braunlockigen

Kinde in ihm, das er einst gewesen war. Darum verstand er es auch so gut, auf den individuellen Charakter und die besonderen Interessen seiner kleinen Haustiere einzugehen, die er, auf dem Lande wohnend, gerne um sich litt. Erzählte er seinen Verkehr mit ihnen, ihre Erlebnisse und Streiche, so klang es wie eine feine, drollige Fabel.

Es waren das die heiteren Traumspiele seiner ausruhenden Phantasie, es waren die kleinen Gnomen und Kobolde, die in den tiefen Schachten, aus denen er sein Gold holte, ihr märchenhaftes Wesen trieben. „O wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß'!" . . . konnte er da wohl einmal leise singen, wenn es niemand hörte und wir mit unserer kleinen Welt ganz allein waren.

Ähnlich träumte er im Schlafe. Darum spielen auch in seinen Werken, in „Hutten", „Jenatsch", „Amulett", „Angela Borgia" die Träume ihre Rolle. Er selbst erfreute sich in seinen frühern, gesunden Tagen eines tief erfrischenden Schlafes und eines frohen Erwachens. Zuweilen erwachte er am Morgen aus einem Traum, der ihn belustigte, und er rief mich dann eilig zum Frühstückstisch, um ihn schnell zu erzählen, bevor er verfliege. Es waren weniger prophetische als humoristische Träume, — „Gewissensträume", pflegte er zu sagen. Da sah er sich wieder auf der niedrigen Schulbank sitzen, irgend einen unmöglichen tollen Streich auf dem Gewissen, und seinen gestrengen Pädagogen

aus der alten Zeit als Strafrichter vor sich. Oder er reiste über den St. Gotthard im alten, mit fünf Pferden bespannten Eilwagen und in der allerwunderlichsten Gesellschaft. Eifrig entbrennt eine Streitfrage zwischen den Reisegenossen über Frauenrechte und Frauenemanzipation. Die Sache verwickelt sich. Die seltsamsten Argumente werden vorgebracht. Da plötzlich durchschneiden grelle Töne das Stimmengewirr. Der dem Träumer im Wagen gegenübersitzende Student hat aus frischer Kehle ein Burschenlied angestimmt. Allgemeine Entrüstung. „Besser ein heller Gesang als ein dunkler Disput!" sagt der Dichter und erwacht an seinem eigenen Ausspruch.

Von allen diesen „Possen" gelangte nichts aufs Papier. Dazu achtete der Dichter seine Feder zu hoch. Wie das Spiel der ersten sonnigen Lichter in der Frühe, die, durch das Grün der Blätterranken zum offenen Fenster hereinhuschend, sich brechen, so zerflatterten diese leichten Morgenträume im Glanze und in der Arbeit des Sommertages.

Die Morgenstimmung des Dichters war die beste und fruchtbarste:

Mit edeln Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.
Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

Mit diesem Ruhen in der Natur stand, mehr, als es auf den ersten Blick scheinen könnte, das Gesunde und Übersichtliche seiner Beurteilung des Lebens im Zusammenhang. Er sah das Ganze des Menschenschicksals und das Wachsen der Dinge, darum war er auch für Charaktere, die ihn verstanden, ein vortrefflicher Ratgeber. Er drang seinen Rat niemandem auf und kam dennoch oft in den Fall, ihn zu geben. Er warnte vor verfrühten und extremen Entschlüssen. Geduld, eine Tugend, von der er in seinen Anfängen wenig wußte, stieg mehr und mehr in seiner Wertung. Sie erschien ihm später sogar als die unentbehrliche Ergänzung künstlerischer Anlage. „Es ist ein Jammer, wie die jungen Leute sich zu Grunde richten," hörte ich ihn sagen, wenn ihm über Mangel an Erfolg oder Beruf, über Zurücksetzung oder Ungerechtigkeit verzweifelnd geklagt wurde; „da stehen sie blind vor der Mauer und wollen sie mit ihrem Kopfe einrennen, bis sie blutend zurückfallen. — Könnten sie doch warten! Auf das kommt alles an. Wüßten sie doch, welch ein Glückskapital es ist, eine Reihe frischer Jahre noch unberührt und unverpfändet vor sich zu haben! Wollten sie nichts erzwingen, und hielten sie die Augen offen, es zeigte sich ihnen mit der Zeit ein Durchpaß, eine Wendung des Pfads, die sie aus der kritischen Lage herausführte."

Geduld! Wenn ich jetzt, nachdem meines Bruders Leben vollendet ist, zurückdenke an seine

Jugendzeit, und wie sich aus seinen zu Anfang nicht harmonisch erscheinenden Anlagen im Verlaufe schwerer innerer Kämpfe sein Wesen nach der menschlichen und nach der künstlerischen Seite zu einer wohltuenden, ganzen und vollendeten Persönlichkeit entwickelt hat, so tauchen in meiner Erinnerung Züge und Äußerungen auf, die von dieser mühevollen inneren Ausgestaltung Kunde geben. Es sind Züge festen Willens zu ausdauernder, sanftmütiger Geduld, Züge, die ich damals wenig beachtete und nicht verstanden habe. Ich muß da vor allem an seine Vorliebe für Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" denken. Schillers Pathos stand seinen eigenen dichterischen Wegen und Zielen fern. Ich erinnere mich nicht, daß ihn mein Bruder, die „Geschichte der Niederlande" und den „Wallenstein" ausgenommen, später noch häufig gelesen hätte, obschon er seine „dramatische Wucht" bewunderte und sich freute, wenn es sich traf, daß er der Aufführung eines Schillerschen Dramas auf der Münchener Hofbühne beiwohnen konnte. Jenes Gedicht aber bedeutete für ihn anderes. Zu einer Zeit, da er selbst noch nichts zu seiner Befriedigung ausführen konnte und ihm, sozusagen, seine Stoffe unter den Händen zerrannen, tönte es oft in leisen Klängen von seinen Lippen:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
. . . . . .

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit —

Es vergingen Jahre, und immer noch schwebte ihm Schillers „Ideal" vor. „Sieh," sagte er mir mehr als einmal, „es sind in dem Gedichte Stellen von überwältigender Schönheit. Dieser in seiner starken Geduld alles überwindende Herkules ist herrlich:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten . . .

Welch ein Bild! Siehst du es nicht vor dir: diese gebeugten, willigen Schultern? Und der Schluß! Schwebt man nicht mit ihm aufwärts?

. . . und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt!" —

Das war in der Jugendzeit. Ich habe es damals gewiß schön gefunden, aber wenig in acht genommen.

Als wir dann zum ersten Male mit Dr. François Wille und seiner Frau Eliza zu einer alten Bekannten unserer Mutter geladen waren, bat man meinen Bruder, etwas von seinen Versen vorzulesen. Schüchtern lehnte er ab und erbat sich die Erlaubnis, statt eines eigenen das Gedicht eines andern vorzutragen. „Gewiß. Was wählen Sie?" Zu meiner großen Überraschung sagte er: „Schillers ‚Ideal und Leben'." — Den Schluß las er mit fühlbarer innerer Bewegung und gewann dadurch,

schien mir, mit einem Schlage die warme Teilnahme von Frau Eliza.

Ein steter Begleiter C. F. Meyers auf seiner alljährlichen Bergfahrt war die „Odyssee". Er fand, die Stimmung dieser Gesänge sei neben derjenigen der „Göttlichen Komödie" die am besten zu der strengen und lichten Naturstimmung der Alpenhöhen passende. Zugleich aber hatte er für den „göttlichen Dulder Odysseus" eine starke innerste Vorliebe. — Nicht für den „erfindungsreichen Odysseus", den er durch seinen Hutten bei dessen Landung auf der Ufenau anreden läßt:

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich' ich wenig dir.
Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gast auf Erden immerfort.
Dir aber ward ein besser Los mit Fug,
Du logst so trefflich, und du warst so klug . . .

Nein, nicht für diesen Vielgewandten, sondern für den nach „unendlicher Arbeit" im Gewande des alten Bettlers zur Heimat Kehrenden! — Odysseus war für den Dichter der poetische Typus jener willigen, großen Geduld, die viele Jahre langem Leide und unendlicher Mühe gewachsen ist.

Da lag denn der Dichter im Bergwald auf dem Moose zwischen herb duftenden Rhododendronbüschen und blühenden Gentianen und las mir, während die Sonne zwischen den Lärchenwipfeln weiterrückte und ich mit einer Handarbeit auf einer Baumwurzel saß, aus seiner „Odyssee" vor. „Welche

ahnungsvolle Stimmung!“ rief er dann wohl und legte das Buch weg. „Wie eine schwere Wetterwolke unversehens die Gegend verdüstert, so senkt sich heimliches Grauen über die prassende Menge der Freier, sobald der gewaltige alte Bettler in die Halle tritt.“

Geduld und willige Tragkraft, — das war es, was als innerstes Wesen in der früher so reizbaren und heftig bewegten und später anscheinend noch so wandlungsfähigen Seele des Dichters verborgen und stetig wuchs und durch keinen äußeren noch inneren Stoß oder Einfluß, sogar durch seine letzte Krankheit nicht, aufgehalten oder geschädigt wurde.

Es ist ein großer Trieb in die Höhe, in die Weite, der C. F. Meyers Poesie innewohnt. Oder mehr im Sinne des Dichters selbst ausgedrückt: Es war ein Bedürfnis seiner Künstlernatur, über den kleinen und vergänglichen Interessen des täglichen Lebens einen Standpunkt in lichter Höhe zu suchen, der ihm einen unbeschränkten Umblick über die menschlichen Dinge gewährte. Darum wurde oft gefragt, weshalb er nicht sein engbegrenztes Vaterland verlassen habe, um wie manche andere seiner Heimatsgenossen in großen künstlerischen Zentren diesen Forderungen seines Wesens zu genügen.

Die stillen Alpenhöhen seiner Heimat waren es, die ihn von langen, weiteren Fahrten abhielten und ihn dafür entschädigten, weil sie seinem Be-

dürfnis nach Größe und ungebrochener Ruhe, nach dem Weben mächtiger Kräfte in elementarer Gewalt und inniger Zartheit volles Genügen boten. Hier befriedeten sich die unruhig streitenden Gedanken des Dichters in großen, ungetrübten, poetischen Stimmungen. Das alljährliche Ziel seiner Sehnsucht nach hohem und reinem Genuß waren die lichten Schneefelder, die vom Blau sich abhebenden Spitzen, die dazwischen versenkten, schwarz dunkelnden Schluchten, die samtenen Weiden mit ihrem Herdengeläut.

„Nicht unter 6000 Fuß Höhe darf unser heuriges Bergquartier liegen. Ich bedarf Schneenähe. Die Herberge soll höchstens vier Gastzimmerchen haben, geländerlose Treppen und Bedienung ohne Kellner. Sie darf nur nach frischem Heu riechen." So ungefähr lautete in jenen Jugendjahren seine Instruktion, wenn wir ein Sommerhäuschen suchten, und es fand sich immer eines, das die Bedingungen erfüllte.

Da ruhte der Dichter bis an die Grenze seiner fünfziger Jahre jeden Sommer aus. Licht und Luft, Bergwind und Schneenähe verjüngten sein Leben. Das letzte Berghaus, das wir zusammen bewohnten, stand hoch oben am bündnerischen Abhange der Oberalp, jener tannenduftende, neue, kleine Bau in Chiamutt, der dem alten Wirt in Sedrun gehörte.

Von dieser Station an der Oberalp führte uns, wenn wir einen Steg überschritten und uns

dann rechts geschlagen hatten, ein Bergpfad zwischen Felsblöcken und Gestein hinauf an eine Halde, von der wir das Tal mit seinen Wänden und der sich dazwischen hinziehenden Straße des Passes übersehen konnten. Hier hatten wir in einsamer Höhe, nur zuweilen von kleinen, schlanken Ziegen besucht, zwischen gewaltigen, von der Bergmauer einst herab gerollten Felsstücken eine muldenartige, mit kurzem Rasen bekleidete Vertiefung gefunden, die Schutz vor Sonne und Wind bot und, da sie nach der Talseite offen war, einen weiten Ausblick gewährte.

Auf diesem hohen Lagerplatze brachten wir die Vormittage zu. Bergkühle umwehte uns, während die steigende Mittagssonne dunkelgelb auf dem Gestein der unter uns und gegenüber liegenden Talmauern brannte, daß es blendete. Über uns und um uns floß ein unendlicher Ozean leise wehender und tönender blauer Luft. So rein und leicht und durchsichtig war dieses Lichtmeer, in dem wir atmeten, daß der halbe Mond, der — Licht auf Licht — in zarten, klar gezeichneten Umrissen hoch am Himmel sichtbar war, uns als ganze Kugel erschien, deren blau beschattete untere Hälfte, in flüssigen Äther getaucht, dahinschwamm. Folgten wir mit den Augen dieser lichten Fahrt und blickten dann wieder auf die in greller Mittagsglut brennende Erde mit ihren ragenden silbernen Schneespitzen und ihrem Felsgestein weit unter uns, so war es, als spürten wir, wie auch sie sich

bewegte; es war, als ſchwebten wir auf ihr durch das ſonnige All.

So ſchauten und atmeten wir an dem Sommertage, deſſen ich gedenke, die reine Himmelsnähe. Da wurde mein Bruder eines wandernden Punktes gewahr, der, von unſerem Standorte geſehen, einer winzigen Ameiſe glich. Emſig wie eine ſolche lief er die Poſtſtraße entlang und rückte talwärts. Wir ſahen ihm zu und fragten uns, was für ein Wanderer das ſchwarze Pünktchen wäre. Kein Landeskind, — dazu war ſein Schritt zu haſtig. Auch kein fremder Ferienreiſender, — er trug weder Ränzchen noch Bergſtock. Alſo war es wohl irgend ein Geſchäftsmann, der es eilig hatte, ins vordere Rheintal hinunterzukommen. So rieten wir hin und her. Da plötzlich — was kam den Mann nur an? Er hemmte den Schritt. Er ſah bergwärts. Er überlegte. Auf einmal ſprang er über den Rand der Straße hinunter in die felsbeſäte Matte und ſchickte ſich an, haſtig gegen unſeren Lagerplatz anzuſteigen.

„Der Mann muß uns bemerkt haben," kam es wie ein Erſchrecken über mich, und ich ſprang von meinem Steinſitze auf. „Meinſt du nicht? Sicherlich iſt ihm unſere Anweſenheit hier oben unerklärlich. Unſere Unbeweglichkeit iſt ihm rätſelhaft. Er hält uns für Verſteinerungen oder für Tote und kommt, um den Tatbeſtand zu unterſuchen." Schnell griff ich nach meinem breitrandigen, hellen Strohhut, der neben mir lag, warf

ihn mit einem Schwunge auf die Haare und wandte mich zum Gehen.

Richtig! Der Wanderer im Tale blieb unschlüssig stehen. Dann klomm er beruhigt oder enttäuscht auf die Straße zurück und ging dort, rasch, wie er gekommen war, seines Weges.

Dies kleine Begegnis belustigte meinen Bruder, der kaum den Kopf gewandt hatte, mir aber machte es Eindruck.

„Es kann und darf nicht länger so bleiben," sagte ich am nächsten Tage, als wir denselben Pfad hinanstiegen; „du mußt aus dem Traume heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein. Sonst erwachst du plötzlich, wenn es zu spät ist, und siehst auf die verlorenen Jahre zurück. Du solltest ein eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung. Du darfst nicht unversehens alt und müde werden und deine Elastizität verlieren. Du stehst noch frisch und gesund auf der Höhe, — bitte, laß dich nicht träumerisch sinken! Fassest du festen Fuß auf der grünen Erde, so bekommst du neuen Mut und verdoppelte Kraft. Weißt du, daß, allein, wie wir stehen, ich nicht einmal, von dir weg, ruhig sterben könnte?"

„Was willst du denn mehr?" sagte er. „Ist nicht mein ‚Jürg Jenatsch' eine schöne Arbeit?"

„Gewiß. Aber du isolierst dich zu stark. Deine geselligen Beziehungen genügen dir nicht, weil du im Grunde keine gesellige, sondern eine Familiennatur bist. — Auch dürfen wir uns nicht

auf den Höhen des Lebens im Lichte baden und uns um andere nicht kümmern. Solche Dinge rächen sich später. Wir müssen hinunter ins Tal und redlich mit unseresgleichen des Tages Last und Hitze tragen."

„Dazu weiß ich nur einen Weg," sagte er.

„Ich weiß ihn auch. Du solltest dich verheiraten."

Er setzte sich auf einen Felsblock, der rechts vom Pfade lag.

„Ich sollte. Du hast recht, Kind. Aber weißt du auch, was du sagst und wünschest? In meinem Alter? In deinem Alter? Nach so langem und liebem geschwisterlichem Zusammensein! Hast du die Konsequenzen, die daraus für dich entstehen, erwogen?"

„Ich habe nichts erwogen," sagte ich. „Aber ich weiß, es ist für dich eine innere Notwendigkeit zum Gedeihen. Ich denke nicht im voraus, was für mich daraus wird; aber ich glaube und habe es bis heute erfahren, daß ich immer durchkomme, unbedeutend und unbeachtet, wie ich bin. Für dich ist das anders. Ich nehme die ganze Verantwortung meiner Bitte auf mich."

„Nun denn, ja, ich bin entschlossen."

„Weißt du denn schon, für wen?"

„Ja, ich weiß es."

„Gott segne dich und gebe Gedeihen. Von heute an gehen alle unsere Gedanken diesem Ziele zu."

Dies war einer jener Höhepunkte im Leben

meines Bruders, auf die er mit innerer Ehrfurcht, wie auf die Entscheidung einer höheren Schicksalsmacht, zurückschaute.

Die Folgen dieser Stunde waren unabsehbare, aber der Entschluß führte zum Glück. Es begannen mit ihm für den Dichter Jahre verdoppelten Lebens und erhöhten Daseins.

So stieg er jetzt von der Oberalp zu Tale, nicht, wie damals bei der Heimkehr von Rom, mit dem Vorsatze, seine dichterische Begabung mit treuester Arbeit in den Dienst der „großen Kunst" zu stellen, sondern mit dem Entschlusse, auf dem eigensten, dem ethischen Lebensgebiete sein Dasein zur Vollendung zu bringen.

XIII.

Nach einem frühlingsgleichen Spätherbst und Winter, den die Neuvermählten auf der Insel Corsica verlebt hatten, kehrten sie in ihr eigenes schönes Heim am Zürchersee zurück. Durch seine Verheiratung war C. F. Meyer wieder in die alten Zürcherkreise zurückgetreten, denen er entstammte, und die in ihrer ehrenhaften Pflichterfüllung und Arbeitsliebe, in ihrer soliden Wohlhabenheit und ihrer Freude an Musik und Malerei die heimatliche Lebenssphäre seiner guten, treuen Frau waren.

Der Dichter kehrte gerne in die altbekannten Verhältnisse zurück. Es lagen im Grunde seiner Natur starke konservative Neigungen. Der alte Stadtzürcher, der in ihm neben dem Dichter weder Zeit noch Raum zur Entwicklung gefunden hatte, fing mit dem Älterwerden an, sich leise und behaglich zu regen. Hatte sich doch Meyer niemals freiwillig von seiner zürcherischen Umgebung losgesagt. In den Jugendtagen hatte sein noch unklares, aus verschiedenen geistigen Elementen

zusammengesetztes Wesen im Rahmen jener alten Verhältnisse einfach keinen Platz und keine Lebensnahrung gefunden. Und er selbst hatte damals darunter gelitten. Jetzt, da er sein geistiges Gespann fest gezügelt zu führen wußte, befriedigte es ihn, als ein Gereifter den in der Jugend aufgegebenen Posten wieder in allen Ehren zu besetzen. „Wie würde", sagte er sich, „meine Mutter über mein jetziges, spät erlangtes Glück sich gefreut haben! Es hätte ihren Wunsch für mich erfüllt."

Und er wurde in den alten Kreisen, die sich in den vergangenen vierzig Jahren kaum wesentlich verändert hatten, mit zuvorkommendem Wohlwollen aufgenommen. Wohl hatte sich darin der Schwerpunkt der allgemeinen Interessen von der wissenschaftlich-politischen Seite mehr nach der gemeinnützig-merkantilen hinüber verlegt. Materieller Erwerb und Besitz waren den zur Zeit unserer Jugend höhergehaltenen geistigen Gütern gegenüber in der allgemeinen Wertung gestiegen. Aber diese Wandlung war ganz allmählich geschehen und lag weniger in den zürcherischen Verhältnissen als in der ganzen Strömung der letzten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts.

Der Dichter fühlte sich glücklich in seinem Heim und bemühte sich treulich, die größeren und kleineren Interessen seiner ihn herzlich liebenden und bewundernden Hausfrau zu teilen. Sie gehörte einem großen Verwandtenkreise an, der sich um ein altes Familienhaupt, den loyalen Oberst

Ziegler, ehrfurchtsvoll scharte. Dieser Schwiegervater C. F. Meyers war ein Jugendkamerad unseres Vaters gewesen, und mein Bruder schätzte es als ein Glück, ihn noch während sechs Jahre mit der dankbaren Liebe zu umgeben, die er dem eigenen, früh verstorbenen Vater nie mit vollem Bewußtsein hatte bezeugen können.

Da die Vermählten beide das Leben auf dem Lande bevorzugten, gelang es dem Dichter, die ihm jederzeit günstigeren Vormittagsstunden in ihrer Frische und Stille zu ungestörter Arbeit sich frei zu halten. So beglückte er und ließ er sich beglücken. So versöhnte er und beherrschte er ruhig die zwei verschiedenen Lebensgebiete, deren beider er bedurfte, um sich zu voller Tätigkeit zu entfalten, und in denen beiden er sich frei und wohl fühlte: große Dichtung und einfaches Familienglück. Fünfzehn befriedigte Lebensjahre eilten ohne Mißklang in fruchtbarer Arbeit also vorüber. Wahrlich, ein selten schönes, dankenswertes Los!

Dann aber, als man 1890 schrieb, fing das Alter an, seine ersten Schatten auf des Dichters Pfade zu werfen. Nicht daß der Flug seiner dichterischen Phantasie erlahmt wäre. Im Gegenteil, seine poetischen Pläne wurden immer kühner, ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Immer höher und immer weiter steckte er sich seine Ziele. Allein, der künstlerisch formende Wille, jene zweite Kraft, die er im Kampfe sich errungen hatte, und die nicht als erste Anlage in seinem Blute lag, fing

an, in Momenten der Ermüdung zu versagen. „Ich hemme die beschwingten Rosse nicht," hatte er früher gesagt; jetzt wurde es ihm schwer, sie zu zügeln.

Ahnungslos und glücklich durch Conrads Erfolge, empfand ich ein erstes leises Erschrecken, als er mir das schöne Gedicht „Noch einmal" vorlas, das in San Bernardino entstanden war, wo er mit Frau und Kind ein paar Sommerwochen verlebt hatte:

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell —
Wie jagen die schäumenden Bäche so hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell!

Hier oben mischet der himmlische Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich schlürf' es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch —

Den oben noch schleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet sich innig und lebt.
Wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
Es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut sich des Himmels und zittert vor Lust —

Ich sehe dich, Jäger, ich seh' dich genau,
Den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
Jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau —

Zu Tale zu steigen, das wäre mir Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

In diesen erinnerungsreichen Versen klang eine Todesahnung, die ich an meinem Bruder nicht kannte. Doch der Eindruck verwischte sich mir wieder. Conrad war ja heiter und sah gesund aus. Auch erwog er, wenn ich einmal auf ein paar Tage oder Wochen nach Kilchberg kam, mit dem alten Feuer seine verschiedenen dichterischen Pläne und diktierte mir etwas Neues oder benutzte, wie vor alters, meine willigen Dienste zur Ordnung seines „kleinen Archivs", einer weiten Schublade seines alten Schreibtisches, von der wir früher sagten, es sei alles darin so gut aufgehoben, daß es niemals wieder das Licht erblicke. — Oder er ließ mich seine in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Gedichte kopieren und sammeln, um sie dann selber noch einmal durchzusehen und in die vierte Auflage seiner Gedichte, die damals erscheinen sollte, einzuordnen.

Es kamen die heißen Julitage von 1891. Ich erhielt einige Zeilen meines Bruders, die mich dringend einluden, nach Kilchberg zu kommen, um die definitive Niederschrift der „Angela Borgia" zu besorgen. Er habe, sagte er, den Entwurf, da „Vetter Fritz" diesmal nicht zu seiner Verfügung stehe, eigenhändig niedergeschrieben und möchte mir die Reinschrift aus seinem Manuskripte diktieren.

Ich erhielt Ferien und saß ihm ein paar Tage später in seinem hohen, kühlen Zimmer hinter den schweren, dunkeln Fensterdraperien aufmerksam

zuhörend gegenüber. Ich war gespannt auf seine „Angela Borgia“, denn er hatte mir in früherer Zeit, da er sie noch dramatisch zu gliedern gedachte, viel davon erzählt, und ich hatte unlängst die zwei ersten Kapitel dieser Novelle für ihn niedergeschrieben. Dennoch war es mehr die Person des Vorlesers als der Gang der Erzählung, die an jenem schwülen Sommernachmittage meine bange Teilnahme unwillkürlich immer wieder fesselte. Er sagte mir, er habe sein Äußerstes getan, um die Arbeit zu gutem Ende zu führen, und oft bis in die tiefe Nacht daran geschrieben. Er sei nun recht müde. Das dicke Manuskript mit seinen ungewohnt großen Buchstaben und schiefen Zeilen gab davon Zeugnis. Aber es war nicht nur das. Was war denn anders geworden, seit er mir vor etwas mehr als Jahresfrist in Schaffensfreude den vielverheißenden Anfang der Novelle diktiert hatte? War ich denn selber heute zu matt, von der Gewitterluft zu stark beeinflußt, um die Linien der Komposition zu verfolgen und mich steigend für die durch ihren Originalwert, ihre scharfe Charakteristik mich sonst jederzeit überraschenden Gestalten meines Bruders zu interessieren?

„Du bist nicht dabei — bist du schläfrig?“ unterbrach er fast empört meine zweifelnden Gedankengänge.

„Es ist drückend heiß. Bitte, lies weiter. Ich bemühe mich, zu folgen.“

So las er denn immer schneller und ohne

eigenen Genuß. „Nun, was sagst du dazu?“ schloß er endlich, die Blätter weglegend.

„Der klare Eindruck, den ich sonst von deinen Sachen habe, mangelt mir diesmal. Trotz herrlicher Stellen finde ich mich noch nicht in der Novelle zurecht. Dein eigenes Wesen, wie ich es kenne, ist für mich noch nicht genügend darin ausgeprägt. Vielleicht liegt die Schuld an mir. Sieh, ich bin diesmal zu müde und nicht kompetent. — Laß es darüber Morgen werden. Komm in den Garten zu den andern!“

„Ich habe die Novelle meinem Freunde für die ‚Rundschau‘ versprochen. Zum zweiten Male. Ich konnte leider voriges Jahr schon nicht Wort halten. Diesmal will und muß ich sie vollenden. Auch um ihrer selbst willen. Der schöne und sehr schwierige Stoff quält mich schon zu lange. Du mußt mir bei der Niederschrift diesmal helfen.“

„Aber, lieber Conrad, wie denkst du dir das? Du hältst dein Manuskript nicht für druckfertig. Ich kann es also nicht wörtlich für dich kopieren, sondern müßte dich immer wieder beratend in Mitleidenschaft ziehen. Du bist aber, mußt du eingestehen, arbeitsmüde. Was wird Luise dazu sagen, die dich gern von jeder Schriftstellerei befreit sähe?“

„Sie wird sicherlich einwilligen, daß ich dir die Novelle diktiere, wenn ich ihr sage, daß ich nur diesmal und notgedrungen zur alten Gewohnheit zurückkehre. Sie hat mich lieb . . . Auch dauert

die Überarbeitung der Novelle nicht lange. Laß mich nur mein Abkommen mit ihr treffen. Du weißt ja, nicht doppelt so leicht, nein, zehnmal leichter wird mir die Arbeit, wenn ich dir diktieren kann. Du verstehst mich von alters her."

So blieb ich denn und schrieb, so gut ich konnte. Jeden Vormittag bezeichnete sich mein Bruder eine Reihe Blätter in seinem Manuskript, die er umarbeiten wollte. Dann entwarf er mir zuerst in einigen Worten seinen Gedankengang — er nannte das „sein Programmchen" — und begann, mir bald lesend, bald improvisierend zu diktieren. Mit dem Schlage der Mittagsstunde wurde das Tintenfaß zugedeckt. Das war eine Bedingung des Abkommens mit seiner sorgsamen Hausfrau. Die Nachmittagsstunden verbrachte er mit ihr im Freien, während ich die am Morgen mit flüchtiger Schrift bedeckten, stark korrigierten Bogen buchstäblich getreu für den Setzer ins Reine schrieb. Wir freuten uns dieses schönen Arbeitens. Für mich war es eine unerwartete kurze Rückkehr in die alten, vergangenen Tage.

Aber ich fürchte — erst viel später wurde ich dessen inne —, mein armer Bruder hatte unsere ermüdeten Kräfte überschätzt und im Abkommen mit seiner ängstlichen Luise nur neun Tage des Aufenthaltes für die alte schwesterliche Mitarbeiterin vorgesehen. Nach Verlauf von zehn Tagen sollte die Familie zum Sommeraufenthalt über die heißesten Wochen auf das Schloß Steinegg ziehen.

Das unvollendete Manuskript und die Schwester, die es fertig schreiben sollte, mußten, so verlangte es der Dichter, diesmal mitgenommen werden.

Das war vielleicht nicht wohlgetan und hätte vermieden werden sollen. Ich ahnte es zuweilen. Viel angstvoller aber beschlich mich ein bestimmteres Bangen, wenn ich die Anstrengung sah, mit der diesmal der Dichter die kühn entworfenen Linien seines Kulturbildes zusammenbog, während er rein dichterische Motive, wie etwa die schöne Porträtskizze Ariosts, oder Verse, die er einfügte, noch immer mit der alten, wunderbaren Leichtigkeit improvisierte.

Was konnte ich dabei tun?

Fertig zu werden mit der Arbeit, die seit Jahren auf seinem Künstlergewissen lag, die Aufgabe so schnell und so befriedigend gelöst zu sehen, als es unter den gegebenen Umständen möglich war, damit der Dichter dann ruhe, völlig und lang ausruhe: das war in jenen Sommermonaten mein größter Herzenswunsch. Darin stimmte ich mit der Frau des Dichters überein und setzte alles, was mir an Kraft damals zu Gebote stand, an die Vollendung der „Angela Borgia" meines Bruders.

Die luftigen, hohen Räume des Schlosses, das herrliche Bibliothekzimmer mit seiner ernsten, geschmackvollen Holztäfelung, die tiefe Erkernische, in der wir schrieben, während um die gemalten Fenster die hohen Baumwipfel säuselten, vor allem

aber die liebenswürdig-einfache Gastlichkeit der Schloßfrau, einer verwitweten Schwägerin meines Bruders, halfen nicht wenig dazu, das vorgesteckte Ziel noch rechtzeitig zu erreichen.

Worin bestand denn eigentlich die Hilfe, die ich meinem Bruder bei seiner Arbeit leisten konnte? Ich habe sie immer sehr gering angeschlagen. Es war eine zum guten Teil unbewußte. Es war ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich mußte. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literarische Betätigung, es war im Grunde nichts anderes als unsere treue, geschwisterliche Gesinnung, unser Zusammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienst, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben so und mußte so sein, und blieb sich immer und in allen Verhältnissen gleich. So lange zusammen zu haushalten, wie wir es taten, hatten wir uns nie vorgenommen. Wir waren beide unserem inneren Wesen nach unabhängige Naturen, und unsere Gedanken sind nicht immer dieselben Wege gegangen. Da indessen unser letztes Ziel dasselbe war, unser beider Sehnsucht nach Wahrheit und Vollkommenheit ging, so trafen unsere Pfade immer wieder zusammen. Wir hatten dieselben Interessen und nichts voreinander zu verbergen. Stets behielt mein Bruder die Übersicht auch meines ganzen Gebietes, bereicherte damit seine Ausschau und zog seiner Phantasie die festen Horizontlinien.

Mein Verständnis gab ihm, scheint mir, den mittleren Maßstab dessen, was er dem Publikum zumuten dürfe. So gewöhnte er sich daran, alles, was er schuf, mir vorzulesen. Und da ihn die mechanische Übung des Schreibens bei seiner Kurzsichtigkeit, seinem hohen Wuchs und seiner nicht zu sitzender Lebensart eingerichteten bewegungsbedürftigen Natur mehr ermüdete als mich, so zog er es vor, in seinem großen Zimmer auf- und niedergehend, das Blatt mit seinen Notizen in der Hand, oder im Freien seine Zigarre rauchend, zu improvisieren und mich das Gehörte mit der Feder fixieren zu lassen. Daß er dabei hie und da einmal die Frage tat: „Was meinst du dazu?" ist natürlich und ohne Belang. Unaufhaltsam eilte sein Gedanke vorwärts. Da mag es sein, daß ich ihn zuweilen durch eine Frage veranlaßte, seine Gestalten etwas länger und näher ins Auge zu fassen. Er stand bei ihnen still und stellte mir sie vor, damit ich mit ihnen bekannt werde. Vielleicht gewannen sie dabei für ihn selber an Leben und Bestimmtheit. Später erreichte er dasselbe in höherem Maße, indem er sie sprechen ließ, seinen Stoff dramatisch gestaltete. So schrieb ich mit ihm und für ihn. Was aber seine poetische Gestaltungskraft selbst betrifft, so stand ich mit immer neuer Überraschung vor dem Wunder einer jeden seiner neuen Schöpfungen. Wohl verstand ich sie, wußte sie zu werten und freute mich daran; wie aber dies Schöne auf einmal lebendig ge-

worden war und dastand, wußte ich nicht zu erklären. — Geschah es einmal, daß mir nach ein paar Stunden eine gewisse Ermattung seines Gedankens fühlbar wurde, so konnte ich wohl sagen: „Halt ein! Du bist müde. Das ist nicht mehr auf deiner Höhe; das hätte am Ende sogar ich zu stande gebracht."

Dann erschrak er und ruhte aus.

Oder ich sagte: „Hier schwanken die Linien! Du weißt, Brüderchen, ich bin vom Zeichnen her an Lineal und Winkelmaß gewöhnt." Dann meinte er: „Rüttle nur! Um das, was du mir einreißen kannst, ist's nicht schade."

In der nächsten Morgenfrühe gestaltete er dann das Werk mit erneuter Kraft um. Er korrigierte nicht im einzelnen. Es entstand etwas Neues, oft etwas ganz Umgeschaffenes. Sein gewolltes Ziel erreichte er gewöhnlich in zwei Schwüngen, selten auf den ersten Wurf.

So weit, so wenig weit ging die schwesterliche Mitarbeit und Kritik.

Nach Absendung des Manuskripts der „Angela Borgia" rief eine Hochzeit in ihrer Familie meine Geschwister nach Zürich zurück. Am letzten Tage unseres Aufenthaltes in Steinegg leistete ich dem von einer wahren Gewissensbürde befreiten Bruder noch ein paar Sekretärsdienste und sprach dabei meine Freude aus, daß er nun glücklich aus dem Banne der fesselnden und nichtswürdigen Lucrezia Borgia gelöst sei.

„Das bin ich!“ sagte er. „Aber weißt du, daß ich nun gleich, da ich so gut im Zuge bin, etwas Neues anfangen möchte? Ich habe frische Hoffnung gewonnen und gedenke noch manches Schöne zu vollenden. Es schweben mir noch herrliche dramatische Stoffe vor.“

Das gab mir einen Stich ins Herz; denn während des Niederschreibens seiner „Angela Borgia“ hatte ich es oft mit Wehmut und großer Bestimmtheit gefühlt: „Es ist das letzte Mal.“

„Der Stuttgarter Musenalmanach will eine Novelle von mir,“ sagte er. „Was meinst du, wenn ich erst diese schriebe? Wohl habe ich noch meinen großen, meinen schönsten Plan, die Hohenstaufentragödie,“ fuhr er ungewohnt feierlich werdend fort, „die ich mir als mein Letztes aufbewahre. Das braucht aber noch Zeit, um auszureifen, und ruhige Tage. Erst wollte ich zweifeln, ob ich's zum Schluß noch vollenden werde. Jetzt hoffe ich wieder . . .

„Ein ganz anderer Stoff ist der Pseudo-Isidor. Das ist ein begabter, in sich gekehrter Mönch, der Archivar seines Klosters. Er hat unermüdlich die alten Pergamente seines Archivs untersucht und kopiert. Dabei hat er sein außerordentliches Talent entdeckt, alte Klosterschrift und Initialen nachzuahmen. Er entwickelt seine Kunst mit unermüdlicher Sorgfalt bis zur Vollkommenheit, bis es ihm selber schwer wird, seine Nachschrift vom Originale zu unterscheiden. ‚Welche wunder-

bare Macht,' denkt er, ‚liegt nicht in diesen Zeichen und Zahlen! Mit einem kleinen Punkte, mit einem leisen Striche ändere ich diese Zahl, und damit ändere ich in weiten Bezirken die Verhältnisse des Besitzes und der Gewalt. Ein armer Mönch, fördere ich unbekannt und machtvoll das Gedeihen meines Klosters.' — Er wird immer verwegener. So verübt er durch seine stille Kunst unbemerkt oder doch ungestört manchen frommen Betrug im Interesse seines Ordens. Immer größer wird sein Ehrgeiz, immer weiter reicht sein Einfluß. Isidors Wert und Stellung steigen mit seinen Erfolgen. Zugleich aber beginnt er selbst in den Bann seines Betruges zu geraten. Allmählich glaubt er selbst daran. Zuerst bildet er sich ein, seine Fälschungen seien ein gutes Werk. Zuletzt aber weiß er nicht mehr, daß er gefälscht hat. Er ist der Gefangene seines eigenen Betruges. Er ist selber der Betrogene, der Wahrheit und Betrug nicht mehr unterscheiden kann. Er glaubt seiner eigenen Lüge und ist so von ihr umgeben und vergiftet, daß er darin unrettbar verloren gehen muß."

„Grauenvoll und sinnverwirrend!" sagte ich. „Mir schaudert davor. Schreibe doch das nicht! Wenigstens nicht jetzt."

„Ich habe noch einen anderen Stoff, der mich anzieht," erzählte er weiter. „Mich gelüstet, einmal eine einfache Geschichte aus unserer Jugendzeit zu schreiben. Der Held wäre der Sprößling eines

unserer zur Reformationszeit um des Glaubens willen ins alte Zürich übergesiedelten Geschlechter. Er ist der Sohn eines ruhigen und ehrenwerten Hauses. Da beschreibe ich meine eigene Knabenzeit. Meine Stube im grünen Seidenhof, weißt du noch? Die grau gemalte Stube, in der das Ölbild des Onkels hing. Ihre Fenster blickten auf die Gartenpforte und gerade in die beiden rechts und links davon auf den Grasplätzen stehenden großen Birnbäume hinein."

„Ach, gewiß! Die mit den süßen Frühbirnen! Wir wählten vom Fenster aus die schönsten für uns und schauten ihnen täglich zu, wie sie im Sonnenschein wuchsen und reiften und saftig gelb wurden. Pflückte man sie aber, dann fielen so viele schöne herunter, und der Korb war so voll, daß wir die unseren nicht mehr herauskannten."

„Die Erinnerungen aus der Knabenzeit, meine damaligen stillen inneren Kämpfe und Erlebnisse wären mein eigentlicher Gegenstand. Bei der Verarbeitung dieses Stoffes möchte ich das Novellistische auf das Einfachste, Unentbehrliche beschränken — ein paar leichte Züge. Gefiele dir das?"

„Bitte, ja, schreibe das! Auf diese Kindheitstage bin ich begierig. Ich kannte dich in jener Zeit noch nicht recht, weil ich erst später nachgekommen bin. Doch zu Hause bin ich wie du und mit dir in jenem alten, lieben Heim."

Diese Aussicht erschien mir wie das grüne Gezelt frischer Baumkronen, in dem die wieder

unbegrenzt und unstet werdenden Gedankenflüge des Dichters rasten könnten. Gewiß, er bedurfte nun der Wohltat gänzlicher Ruhe. Seine geistige Tätigkeit jedoch gewaltsam und plötzlich zu hemmen, wie es seine ihn ängstlich liebende Frau zu versuchen gesonnen war, schien mir gefährlich. Eigene friedliche Erinnerungen mit Muße niederzuschreiben, das konnte ihn nicht ermüden wie das Erfinden und Vertiefen schwerer tragischer Konflikte. So hoffte ich, er werde, wenn er Neues beginne, sich aus eigenem Antriebe dieser einfachen Arbeit zuwenden. Sie aber, in zärtlicher Liebe, hätte ihm die Flügel gern so fest gebunden, daß er alles, alles vergessen und nur noch für das Behagen des heutigen Tages Wunsch und Sinn gehabt hätte.

Wie gerne hätte ich das beiden gegönnt, wenn es überhaupt bei des Dichters Natur erreichbar gewesen wäre!

Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd,
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert,
So ist es gut! So sollt' es ewig sein . . .
Jetzt fällt das Wort mir plötzlich in den Sinn
Der kleinen, furchtsamen Sabinerin,
Das Wort, das nimmer ich vergessen kann:
„Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann."

Hätte ich ihm dauernde, gänzliche Untätigkeit angeraten, so würde er geantwortet haben:

„Wie kannst du Unmögliches von mir verlangen?“ Oder wie sein „Hutten“ dem Arzte der Ufenau:

„. . . Dein Rat ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll.“

XIV.

„Wenn ich meinen großen, meinen schönen Hohenstaufenplan überhaupt noch ausführen will, so muß ich es jetzt tun," hatte mir der Dichter nach Vollendung der „Angela Borgia" einst im Bibliothekzimmer des Schlosses Steinegg anvertraut. „Es ist hohe Zeit! Heute fühle ich in mir die Kraft dazu; wer weiß, wie lange sie noch aushält! Auf, an das letzte, das herrlichste Werk, den höchsten meiner Pläne!"

Auf alle Mahnungen und Bitten antwortete er mit freundlichem Nachgeben. Aber sie halfen nichts. Seine Gedanken blieben im Banne seiner „Hohenstaufentragödie".

Der Plan zu seinem „Friedrich II." war ein seit Jahrzehnten gehegter und gereifter Vorwurf des Dichters.

Ende des Jahres 1883, nach der Publikation der „Hochzeit des Mönchs", schrieb er an Dr. François Wille in Mariafeld: „Es ist die erste von drei Kaisernovellen, welche ich entworfen habe." Es beschäftigte ihn das Schicksal Kaiser

Heinrichs IV. und dessen Konflikt mit seinem Sohne Heinrich V. Anfangs entstanden diese großen geschichtlichen Bilder in dramatischen Zügen. In seinem Geiste wogen sich die Gestalten gegeneinander ab, drängten sich in Gegensätzen hervor und formten sich gegenseitig zu scharfen Charakteren, die in unvermeidlichem tragischem Konflikt aufeinander stoßen mußten. Mir steht in klarer Erinnerung, wie der Dichter einst in Kilchberg diesen Kaiserplan vor mir entfaltete. Es waren große Szenen auf einer italienischen Burg, mit denen er seine Erzählung begann . . . Dann rief er, mitten in seiner dichterischen Vision, deren Gestalten ihn beunruhigend umdrängten:

„Du siehst, es ist zu viel! In einen einzigen dramatischen Rahmen läßt sich das alles nicht fassen. Ich muß zwei Dramen schreiben: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V. — oder besser eine Trilogie, deren Abschluß mein Friedrich II. sein müßte, der schon längst in mir wächst und an mir zehrt."

Die Wandlung des Plans dieser „Kaisertrilogie" in die „drei Kaisernovellen", von denen er dem Freunde schreibt, daß er eine davon entworfen habe, wird keinen befremden, der die Weise kennt, in der C. F. Meyer seine Werke schuf und ausbildete.

Kaiser Friedrich II. hatte neben Otto III. und dem jugendlichen Konradin als eine die dichterische Behandlung geradezu herausfordernde geschichtliche

Rätselgestalt schon in seiner Frühzeit meines Bruders Interesse gefesselt. Diese „Stoffe" hatten ihn nie losgelassen. Sie waren ihm durchs Leben gefolgt und, zuzeiten freilich in den Hintergrund seiner Seele zurücktretend, mit dem Dichter gereift und gewachsen. Im letzten Jahrzehnt seines Schaffens hatte sich die Herrschergestalt Friedrichs II. der Phantasie C. F. Meyers in steigendem Maße bemächtigt. Immer deutlicher sah er in ihm den Typus vermessener Größe, die über ihrer Zeit und wider ihre Zeit steht. Immer mehr lockten ihn die dem Mohammedanismus zuneigende Ungläubigkeit des Helden und der sizilianische Schauplatz mit der eigentümlichen Mischung italienischer, germanischer und arabischer Kultur. Besonders aber trieb es ihn, den Gegensatz zwischen der großartigen Imperialpolitik der Hohenstaufenkaiser und der, wie er als Dichter ahnen durfte, schon zu Dantes Zeit im Keime vorhandenen national-italienischen Politik darzustellen. Noch einmal wollte er die inneren Erfahrungen des eigenen Lebens und die Entwicklungen seines eigenen Jahrhunderts in einem großen historischen Bilde zusammenfassen.

Schon im August, kurz nach dem Aufenthalte auf Steinegg, schreibt er mir, die Schönheit seines Entwurfs habe ihn so frappiert, daß er nun ganz entschieden die Vollendung seines „Friedrich II." beabsichtige. Vorübergehend dachte er daran, der Schwierigkeit der Wahl zwischen dramatischer und novellistischer Behandlung des edeln Stoffes

dadurch auszuweichen, daß er die Dichtung zugleich in beiden Formen zu entwerfen versuchte.

Wie ein lichter Eisdom über die vorgeschobenen grünen Vorberge mit den dazwischen ruhenden Tälern glänzend und Sehnsucht erweckend im Dufte der Ferne emporragt, so stand im Hintergrunde aller nähern und leichter auszuführenden Vorwürfe in der Seele des Dichters sein „Hohenstaufenplan".

Er sprach in ehrfürchtiger Stimmung davon, als von einem letzten noch fernen Ziele, wie wenn er nur mit gereinigter Seele diesen Stoff anzugreifen wagte.

Ich sehe jetzt, daß der Dichter im Jahre, bevor er mir davon sprach, am 1. Oktober 1890, dem ihn in Kilchberg besuchenden Herrn Dr. Fritz Vögel seinen „Hohenstaufenplan" mitteilte. In derselben Stimmung, ja, mit denselben Worten, die sich später auch mir unauslöschlich einprägten. Genauer wüßte ich ihn aus eigener Erinnerung nicht wiederzugeben. Mir ist, wenn ich dies „Gespräch" eines dichterisch Begabten mit dem Dichter lese, als höre ich meines Bruders Stimme und Betonung. So setze ich denn diese in klaren Linien gegebene Vorzeichnung den wenigen Fragmenten dieser letzten Dichtung C. Ferd. Meyers vor, die sich in seinem Nachlasse noch fanden.

Der ihm vorschwebende lichte Aufbau läßt sich aus diesen Bruchstücken kaum ahnen. Die helle Bergspitze entschleiert sich nicht. Nur einzelne Schroffen und Wände blicken in scharfem Lichte durch die Wolkenhüllen.

Herr Dr. Fritz Kögel hörte aus des Dichters Munde[1]):

„Friedrich ist auch einer jener Rätselmenschen. Er vereinigt in sich, wie in seiner Politik, drei verschiedene Nationen, die er zu einem Weltreich zusammenschweißen will: germanische, italienische Natur, arabische Einflüsse. Seine Freigeisterei ist ganz modern. Dies zu malen ist eine sehr lohnende Aufgabe.

Mein Stoff ist der Verrat des Pier delle Vigne, seines Kanzlers. Auch der ist dunkel, unaufgeklärt. Ich stelle dar die Entfremdung und den Bruch aus früherer innigster Freundschaft und Vertrautheit. Dies Problem, eins der Grundprobleme der Dichtung, ist um so dankbarer, weil hier kein großer Schatten überhängt: Shakespeare hat es nicht behandelt. Der Bruch geht hervor und kann nur hervorgehen aus politischen Meinungsverschiedenheiten und verschiedener Ansicht über Lebensfragen des politischen Handelns. Ein vorher verdeckter grundsätzlicher Gegensatz ihrer Naturen kommt zum Ausbruch und trennt sie.

Pier delle Vigne ist Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rücksicht nehmen. Dies Interesse teilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt. Es ist die gefährliche Zeit, wo Papst Innocenz, ein Ungeheuer, den Kaiser zur Ver-

[1]) Bei Konrad Ferdinand Meyer. Ein Gespräch. Mitgeteilt von Fritz Kögel. (Die Rheinlande, Monatsschrift für Deutsche Kunst. 1. Jahrg. Oktober 1900.)

antwortung vor das Konzil von Lyon ruft, wo der Kampf, der Friedrich ans Leben geht, aufs heftigste entbrannt ist, wo es sonst in seinen Kämpfen schlecht für ihn steht, also jeder Schritt die schwersten Folgen haben kann und seine Lage fast verzweifelt ist. — Vigne hat nun ein Weib, das den Kaiser liebt. Von dieser Liebe finden sich in den Chroniken Andeutungen. Der Kaiser war klug genug, das seinem Kanzler zu sagen. Diese Frau läßt, ehe sie stirbt, beide an ihr Lager rufen und sagt ihnen: „Ich habe euch beide geliebt und kann nicht sterben, Kaiser, ohne dir zu sagen: ‚Dieser mein Mann weiß ein Mittel, dich in deiner jetzigen gefährlichen Lage zu retten. Er spricht im Schlaf, und ich habe ihn nachts das oft sagen hören. Er weiß eins und will es dir nicht sagen.‘" Hiermit stirbt sie, dem Kaiser den Stachel des Zweifels in die Seele senkend und den Kanzler zwingend, schließlich sein Geheimnis zu sagen. Dies ist: „Der Kaiser solle von all seinen gegen den Papst behaupteten Ansprüchen und Rechten zurücktreten, um durch den Eindruck davon den Papst zu zwingen, das gleiche zu tun. Hiermit sei der Streit zu Ende, und er siege der Welt gegenüber ob." Das ist nun ein gefährliches Mittel, das zu dem Charakter und den politischen Plänen des Kaisers nicht paßt. Und der ist mißtrauisch, ob dieser Rat aufrichtig oder hinterlistig sei. Er mißtraut, ob jener ihn verderben wolle als Italiener aus Eifersucht. Hierin liegt der Keim zur Zerstörung

ihrer Vertraulichkeit. Entfremdung tritt ein und frißt weiter. — Der Bruch trägt sich so zu. Der Kaiser ist unpäßlich. Vigne läßt ihm einen Trank geben, der ihn heilen soll. Aber Friedrich wagt nicht, den von Vigne kommenden Trank zu trinken. Da erhebt sich der Kanzler in Entrüstung: „Ich habe so lange Jahre für dich gewacht, gesorgt, gearbeitet und erhalte als Lohn diese Kränkung. Trinke den Trank!" Aber Friedrich mißtraut, stößt den Becher von sich, so daß er umrollt und der Wein über den Tisch hin verschüttet wird. Dieser Trank war kein Gift. — Die Entfremdung ist nun da, Vignes Untergang unvermeidlich. Er findet ihn auf würdige Weise. Der Kaiser ist wieder krank. Von der Äbtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht, kommt ihm ein Heiltrank. Friedrich will ihn trinken. Vigne steht in einer Nische, tritt hervor und sagt: „Trinke ihn nicht, Kaiser, es ist Gift!" Friedrich, der verdüstert, grausam geworden ist, will einen gefangenen Lombarden, einen Rebellen, den Trank vorkosten lassen. Der sagt empört: „Töte mich, wenn du willst, aber dir vorzukosten kannst du mich nicht zwingen." Vigne beschwört den Kaiser, solche Grausamkeit nicht zu begehen. Der Kaiser gerät in Zorn, gibt den Befehl, den Lombarden sofort hinzurichten. Da tritt Vigne dazwischen: „So sollst du dich nicht selbst besudeln, ich werde den Becher für dich kosten." Es ist Opferung, denn er weiß, daß es Gift ist. Er trinkt und sinkt

tot um. In diesem Augenblick Trompetenschall: Botschaft einer von Manfred gewonnenen Schlacht, Botschaft, daß dem Kaiser ein Enkel geboren ist. Friedrich voll Rührung: „An der Leiche dieses Treuen grüß ich dich, Enkel! Mögest du glücklicher sein als er. Ich grüße dich mit dem Namen: Konradin!"

Im Frühjahr 1892, als der Dichter zu ermüden und zu erkranken begann, vermochte er nicht mehr, den immer strenger werdenden Forderungen, die er an seine Poesie stellte, gerecht zu werden. Seine Schaffensfreude verwandelte sich zuletzt in die Pein eines fruchtlosen Kampfes. Es war ein unendlich trauriger und schwerer Übergang zur Altersruhe. Keiner seiner Entwürfe konnte ihm mehr genügen. Er warf seine schönsten ins Feuer. So überlebten ihn nur wenige seiner „Petrus Vinea-Fragmente". Zwei derselben, deren Eindruck sich mir nie verwischen wird, sind aus seinem spärlichen literarischen Nachlasse verschwunden. Was sich davon noch vorfand, ist mir gestattet worden hier mitzuteilen.

Petrus Vinea.

Novelle.

I.

Der Abend dämmerte an der kalabrischen Küste, und auf einem Vorgebirge läutete im Kloster das Ave. An dem scharfen Umriß des gegenüberstehenden Felsens, der schroff in das Meer abfiel,

wand sich ein Reisezug empor, dessen vorderste Gruppe schon Einlaß begehrte vor dem Tor des Turmes, der diese Klippe krönte. Andere ließen ihre Tiere auf halber Höhe verschnaufen, und der letzte, in weißem Mantel und auf weißem Rosse, hielt noch am Fuße des mächtigen Zackens und betrachtete die kerkerähnliche Burg, die er trug, und die auf einem zornigen Gewitterhimmel stand. Dann stieg er ab und führte, den Dienst eines Begleiters zurückweisend, sein feines Roß, das von edelster Art schien, aber vor dem Wetterleuchten scheute, am Zaume mit unendlicher Sorgfalt die Krümmungen des Burgwegs empor, oft von einem Blitz überschimmert, der ihn in liebevollem Kampfe mit dem sich bäumenden Tiere zeigte.

Als er es endlich begütigend durch den niedrigen Torbogen brachte, wurde er in dem engen und hohen Hofe von den Fackeln der Insassen und von seinem eigenen, mit zahlreichen Lasttieren vorangegangenen Gesinde aufs ehrerbietigste empfangen und erfuhr, ohne Verdruß, von dem Kastellan, König Heinrich, nach welchem er sich erkundigte, und der der Gefangene dieser Burg sein mochte, habe heute abend schon frühe sein Lager und die Ruhe gesucht. Dann gebot der Reisende seinen Leuten, ihm eine luftige Kammer und ein einfaches Mahl von den mitgebrachten Vorräten zu bereiten, was den Zorn des verschmähten kalabrischen Burgkochs erregte, der, die blanken Zähne knirschend, dem Gast den Rücken wandte.

Zuletzt fragte er den Kastellan in höflicher Art, ob ihn die Königin noch empfangen könne. Dieser ging, ihn zu melden, und brachte den Bescheid, Königin Margarete bitte den Erlauchten, sie im Saale zu erwarten.

Er wurde in ein spärlich erhelltes, durch Gegenstände der Andacht, Bildwerke und Betstuhl verengertes Gemach mit lastendem Gewölbe geführt. Hier stellte er den Kastellan zur Rede, der ihm heftige Gebärden, aber ein ruhiges Gesicht entgegenhielt. „Wie befindet sich der König?“ fragte der Besucher.

„Sehr ungleich, Erlauchter — wie sich eben ein Jüngling oder der es eben noch war, befinden kann, wenn man ihm die Freiheit nimmt. Abwechselnd verbringt er seine Tage mit wilden Ritten und Hetzen, wo ihm seine Wache kaum folgen kann, oder im nichtigsten Müßiggang und der vollständigsten Faulheit und Untätigkeit. Nie berührt er eine Feder oder ein Buch, wie der Herr Kanzler wohl auch weiß. Mit seinem Weibe ist der König, fuhr er fort, äußerst zärtlich und erdrückt sie mit Liebkosungen; morgen zankt und streitet er sich mit ihr herum, ja, er mißhandelt und schlägt sie. Seine ihm genommenen Kinder vermißt er oft schmerzlich und jammert ihnen herzbrechend nach, bald vergißt er ihr Dasein. Mit seinem Vater, dem Kaiser, macht er sich viel zu schaffen, redet mit ihm im Selbstgespräch, des Tages, wenn er sich allein glaubt, und mehr noch

nächtlicherweile viel und heftig, sich anklagend und entschuldigend, aber immer mit großer Ehrfurcht und Ehrerbietung." Der Kastellan machte eine Pause und schloß: „Und dann huldigt der König dem Becher. Jetzt, zum Beispiel, liegt er trunken."

Der Kanzler, wie ihn der Kastellan genannt, hatte den Bericht, der ihm nichts oder wenig Neues sagen mochte, ruhig angehört; dann fragte er: „Wie war es hier während des Aufstandes der Barone?"

„Erlauchter glaubt gerne, daß wir Tag und Nacht wachsam waren und jeder auf seinem Platze stand oder schlich. Auch drängte sich weder offene Kunde noch geheime Botschaft ein. Doch durften wir die Königin nicht verhindern, drüben bei den Frauen — er wies in der Richtung des Klosters — Messe zu hören; und Erlauchter weiß besser als ich, wie alle Klöster des Reiches zusammenhangen unter sich und mit Rom, und wie die Engel und Mönche — er lächelte — zwischen ihnen fortwährend Boten laufen. So ist es nicht erstaunlich, wenn die Königin dem Könige die Anträge der Aufrührer zutrug und ins Ohr flüsterte. Da gab es aber Auftritte. Der König rief — und je mehr die Königin ihn bat, leise zu sprechen, desto lauter schrie er aus — nie werde er sich gegen den Kaiser verschwören, der ihm sonst genug zu vergeben habe. Er verfluchte sein Weib als eine Eva und Verführerin und schleifte sie an den Haaren."

Während er immer gedämpfter redete, hielt

der Kastellan sich halb gegen die Tür gewendet, durch welche er die Königin erwartete. — Und jetzt (erschien sie), ein auffallend schönes Weib. Sie schritt auf den Besuch zu und stellte sich ihm mit feindlicher, ja mit einer herausfordernden Gebärde und mit drohenden Augen gegenüber. „Du hier, Petrus Vinea?“ fragte sie. „Was willst du gegen uns? Das Wort des heiligen Vaters wahr machen?“

„Ich weiß nicht, welches Wort des heiligen Vaters meine Herrin meint; wo steht es?“ erwiderte Petrus in bescheidenem Tone, aber auch seine Augen begannen zu lodern, denn er fühlte den Haß des Weibes.

„Hier!“ sie wies ihm eine Rolle, die sie in der Hand hielt, „in diesem neuesten Rundschreiben des heiligen Vaters an seine ganzen Kleriker.“ Nicht mit einem boshaften Lächeln oder einem höhnenden Worte, sondern mit dem Jubel eines offenen Hasses bot sie dem Kanzler das aufgerollte Blatt.

„Tödlich!“ frohlockte sie.

Der Kanzler ließ das Blatt sich wieder zurollen und schob es ungelesen in den Busen.

„Was führt Euch her, Petrus?“ fragte die Königin.

„Der Kaiser,“ antwortete dieser, „trug mir auf, da mich einmal seine Angelegenheiten herüber geführt hätten, nach deren Beilegung auch . . . . . zu besuchen und mich nach Euren und des Königs Wünschen zu erkundigen.“

Da wurde das junge Weib traurig und antwortete: „König Heinrich hat keine Wünsche

mehr, außer vielleicht, in seinen vernünftigen Stunden, das Ende und das Grab. Ihr habet ihn mir durch eure Schrecken und Kerker mehr als zur Hälfte zerstört. Meine Wünsche aber sind einfach — und der Zorn überwältigte sie wieder — ich wünsche von Herzen und weiß, daß es sich erfüllt: Kaiser Friedrich und sein ganzes Geschlecht möge böse zu Grunde gehen, wie mein lieber König Heinrich nach einer unerschöpflichen Menge von Verrat und Greuel. Und auch du, Petrus Vinea, mögest deinen Kaiser schlimm verraten, der dich ja zuvor betrogen und zum Hahnrei machte, wie der heilige Vater jetzt haßvoll der ganzen Christenheit geoffenbart hat. Sie sprach das gemeine Wort ohne Spott und Bosheit aus, auf des Kanzlers Brust deutend, wo das Blatt (sich befand) und wohin auch er mit der Hand fuhr, tödlich erblassend, obgleich es eine alte und völlig unwahre Geschichte war. Die Grausame weidete sich an der Verwundung und dem Erbleichen.

Der inzwischen leise eingetretene Sarazene des Kanzlers machte eine Bewegung, seinem Herrn beizustehen, berichtete dann aber in seinem gebrochenen Italienisch, das Lager des Gebieters sei, der Kühle halber, da sich das Gewitter verzogen habe und die Sterne strahlen . . . . .

Petrus Vinea.

Unter der luftigen Kuppel eines hochgelegenen Sommersaales im Kastell von Palermo schlummerte

der Kaiser im kühlen Atem des Meeres, dessen Bläue die untere Hälfte der maurischen Fensterbögen füllte, die obere dem reinsten Himmel überlassend. Herabgebrannte Kerzen, deren bleiche Flämmchen wie ein endendes Leben im Morgenwinde flatterten, und eine den gelösten Fingern des Entschlafenen entglittene Pergamentrolle bewiesen eine durchwachte Nacht und die gefurchte, vom Schlummer ungeglättete Stirn eine schwere Staatssorge und eine geschwundene Jugend. Und diese mochte lange, weit in männliche Jahre hinein, gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war von geschmeidigem Wuchse und seltener Wohlgestalt. Aber die Seele auf dem wohlgebildeten Antlitz zuckte unruhig, wie die flatternden Flämmchen im Morgenwind, und über die Stirn zogen Wolken, die dem reinen Himmel fehlten.

Jetzt näherte sich leise, aber ruhig, wie ein Vertrauter des Hauses, eine große Gestalt, die vor dem Schlummernden still hielt und ihn langsam betrachtete. Ein gebräunter, ernster Kopf mit antiken Zügen und krausem, leichtergrautem Haupthaar und Barte neigte sich näher über das schlummernde Haupt mit einem seltsam gemischten Ausdruck von Liebe, Mitleid und Abscheu. Sie mochten sich kennen, die beiden. In der Tat, der Lauscher war Petrus Vinea, der Vertraute des Kaisers, und das Selbstgespräch, das er mit verschlossenem Munde führte, lautete also:

Da liegt das Ungeheuer. Der Auszug und

Widerspruch der Zeit! Ihr Kind und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben, der Gründer des Staates und der Verächter der . . . . .

Alma. Schließe ich das Fenster, Herrin? Die Nachtluft weht kühl.

Euphemia. Nein, laß es offen, Alma; es ist so schwül. (Blickt nach dem Port.) Läuft kein Segel ein? Kein Stern glänzt — das Meer geht hohl — Schon den dritten Tag! Hast du den Flaminio in den Port gesendet?

Alma. Er steht dort schon von Morgengrauen an Wache. Sei ruhig, Herrin! Er bringt dir den Gemahl, sobald der Kanzler das Land betritt. Er ist treu und liebt dich, wie wir alle.

Euphemia. Den Kanzler und den Kaiser.

Alma. Gewiß beide, wenn sie zusammen reisen.

Euphemia. Ich fühle mich schwach, und mein Leben flattert, wie dort das Flämmchen an der Kerze. Der Wind bläst es aus. (Die Kerze erlischt.)

Alma. Jesus Maria!

Euphemia. Siehst du wohl? Doch das erschreckt mich nicht. Ich bin nicht die erste, die stirbt, und ich bin versehen und bereitet.

Alma. Aber — Herrin —

Euphemia. Was meinst du?

Alma. Ihr habet Euch heute durch die Beichte gewaschen; nun seid Ihr rein vom Wirbel zur Zehe; hütet Euch vor jedem Flecken! Meine Liebe zu Euch heißt mich reden.

Euphemia. Was denkst du dir?

Alma. Ich meine — mit Huld und Erlaubnis —, Ihr tätet besser, den Kaiser nicht mehr sehen zu wollen. Eueren Gemahl — ja. Das ist christlich. Aber den Kaiser — liebe Herrin, ich meine in meiner Einfalt — besser entschlüget Ihr Euch aller weltlichen Gedanken, und es wäre Eurer Seele nicht heilsam, mit einem fremden Mann im Herzen die dunkle Schwelle zu betreten.

Euphemia. Törin! Wenn es einmal sein muß. Glaube mir nicht an das alberne Märchen!

Alma. Ich glaube auch nicht daran. Aber wir Weiber sind schwach, und es wäre schade, wenn Eure Seele den geringsten Schaden erlitte — und dann — der Kaiser ist, wie wir alle wissen, ein Ungläubiger, und ich möchte, um nichts auf der Welt, an meinem letzten Pfühl, wenn Ihr denn meint, daß er Euch bereitet ist, einen Ungläubigen stehen haben. Euer Engel könnte davor schaudern.

Euphemia. Plaudre nicht länger! Ich höre Schritte. Gehe entgegen und öffne! Alma ab.

(Allein, erhebt sich.) Eben noch so schwach und jetzt, mein Herz, klopfst du zum Zerspringen. Ruhig, mein Herz, es ist keine Schuld an dem,

was ich tun will. Es ist Verrat, aber aus Liebe, und dann ist so wunderbar, daß es zu beiden weder zu tadeln noch zu loben ist. Und dann weiß ich nicht, warum ich es tue, und muß es tun. Und täte ich es nicht, könnte ich die Erde nicht ruhig verlassen und müßte zurückkehren, um meine toten Lippen zu öffnen. Lieber noch die sterbenden! (Sie wankt.)

Kaiser. Vinea.

Vinea (fängt sie in den Armen auf): Mein liebes Weib! (Er küßt sie und führt sie an das Ruhebett.)

Kaiser. Edle Herrin! — — —

Vinea. Mein Liebstes, dein Brief wurde mir von dem Schiffe, das uns nach Kalabrien holte. Du riefst so dringlich, und ich verzweifelte fast, als der Sturm uns verschlug, und glaubte dich im Ansturz der Wellen rufen zu hören. Hier bin ich und der, den du mit mir herriefest.

Kaiser. Edle Frau, nicht minder als Petrus zürnte ich mit dem Winde, der uns von Euch wegriß; aber da sind wir, und da wir Euch lebend finden, so hoffen wir, daß Ihr noch eine Weile bei uns bleibet und uns nicht verlaßt.

Euphemia. Setzet euch beide an mein Lager! Gebt mir die Hände! Bleibet unzertrennlich in meinem Andenken! Mein ganzes Leben seid

ihr beiden edlen Männer. Nehmet meinen Dank, daß ihr mich vor mir selbst errettet habt. Du, Petrus, mit deiner Großmut, und du, Kaiser, mit deiner Selbstüberwindung. Ich war ein sündiges Weib, aber ihr beide hieltet mich vom Abgrund zurück. Seit der Stunde, da ihr mich mir selbst zurückgabet, habe ich nur den einzigen Gedanken gehabt, euch zusammen zu halten und jeden Schatten zwischen euch fern zu halten. Sagt mir es noch einmal, daß ihr euch liebet und Nichts zwischen euch liegt, daß ihr miteinander siegt oder untergehet. Vergib, erhabener Herr, dein Stern kann ja nicht untergehen, und wenn sich die Welt gegen dich erhöbe! aber ich ängstige mich, ich sehe dich bedroht . . . .

XV.

Es ist ein heißer, goldener Sommerabend und die Stimmung einer Scheidestunde, mit denen in meiner Erinnerung die Petrus Vinea-Fragmente zusammenfließen. Wir wanderten auf der Höhe über Kilchberg den im roten Widerschein glühenden, langsam erlöschenden Schneebergen entgegen. Unten erstarb das Gold des Abendlichts im See.

Nach einem schwülen Tage, der sich nur langsam abkühlte, dämmerte ein stiller Abend über die Felder herab. Wir gingen zusammen und wandten uns links ab von der hochgeführten Straße auf den Weg, der abwärts zur Kirche und weiter zum Baumgarten und Hoftore meines Bruders führte. Ich ruhte still im Behagen des geschwisterlichen Zusammenseins. Doch meinem Bruder schien etwas Besonderes auf der Seele zu liegen, — er war bestrebt, mich von der Familiengruppe abzulösen und mit mir voranzugehen.

„Ach, laß uns doch zusammenbleiben am letzten Abend," bat ich.

„Gerade weil du morgen nicht mehr da bist, sieh, muß ich dir noch schnell meinen Hohenstaufen erzählen. Ich bin gezwungen, mich damit zu beschäftigen, wenn ich ihn überhaupt noch vollenden will. Und dieser schöne Arbeitsabschluß ist mein sehnlichster Wunsch. Du wirst sehen, ich habe ihn ganz neu gestaltet, und mußt mir noch sagen, ob er dir einleuchtet."

„Conrad, du darfst nicht. Du versprachst, etwas Leichteres vorzunehmen — die Jugenderinnerungen. Komm, wir wollen Luise und dein Kind nicht hinter uns zurücklassen!"

„Nur einen Augenblick noch!" drängte er.

Und auf einmal war er mitten in seinem Gegenstande. Ich war nicht zum Anhören eines dramatischen Entwurfes gestimmt und kämpfte mit einer ungewissen Traurigkeit. Anfangs lieh ich den bewegten Worten meines Bruders, der mir Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler Petrus am Sterbebette der edeln Griechin Euphemia zeigte, nur ein halbes Ohr.

„Ich wage es," sagte er, „und lege in den Mund dieser Frau das Geheimnis der Zukunft, das ihrem Manne, der ein Italiener ist, die Ruhe raubt. Die Sterbende allein darf es Friedrich offenbaren: ‚Mein Mann,' flüstert sie, ‚o Kaiser, weiß ein Geheimnis, das dich rettet, und will es dir nicht sagen'."

„Getraust du dir," fragte ich, „den mittelalterlichen historischen Stoff mit deinen modernen

nationalen Ideen zu durchtränken? Kannst du deinen Petrus Vinea von einem befreiten Italien träumen lassen? Ist das nicht zu viel gewagt?"

„Nein," sagte er. „Es schreibt überhaupt keiner ein Drama, ohne es durch eine starke Strömung seiner eigenen Zeit zu bewegen und zu beleben. Jedes Drama bedarf einer gewissen Aktualität. Übrigens weißt du wie ich, daß es immer Menschen gab und geben wird, die nicht ihrer Zeit angehören, frühe Schwalben, die noch keinen Sommer machen, einzelne Träger und Märtyrer kommender Entwicklungen."

Das mußte ich ihm alsbald zugeben. „Aber," sagte ich, „wie kannst du dir die mittelalterlichen Päpste als die Führer und Träger der nationalen Kultur und Diplomatie Italiens denken?"

„Warum nicht? Es sind geniale Leute unter ihnen. Du weißt nicht, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie jahrhundertelang die beherrschende Spitze einer mächtigen romanischen Staatseinheit gebildet hätten. Vielleicht als weltliche Fürsten und dann mit erblicher Thronfolge . . ."

Schweigend versuchte ich, diesen verwegenen Gedankenflügen zu folgen. Da tauchten unversehens meines Bruders „Papst Julius II." und sein Cäsar Borgia vor mir auf, und mir wurde klar, daß er mit diesen Ideengängen schon von lange her, schon seit er historische Stoffe dichterisch zu gestalten angefangen hatte, wohlvertraut war.

Das Dunkel war indessen hereingebrochen. Die

Lampe stand in meines Bruders Wohnzimmer bei offenen Fenstern auf dem großen Schreibtische.

Er ließ sich auf seinem Ledersofa nieder und zog Papiere aus einer Schublade.

„So, nun setze dich dort in den Lehnstuhl und höre mir zu. Ich lese dir die Kaiser Friedrich-Studien, — es sind deren nur wenige — noch vor dem Abendessen vor."

Er begann mit einer Szene des Novellenentwurfes, die mir einen ganz unbeschreiblichen Eindruck zurückließ. Sie ist nicht mehr vorhanden. Sie beschrieb die Stimmung der auf die Ankunft ihres Mannes und dessen Herrn, des Kaisers Friedrich, harrenden, sterbenden Euphemia. Sturm peitscht die Brandung am Fuße des Turmes, in dessen hoher Kammer die Fieberkranke im Halbschlummer liegt. Sie horcht hinaus nach dem Toben des Windes und des Meeres.

„Kommt er noch, solange ich Atem habe? Kommt er nicht mehr? . . . Verlösch' ich, bevor er kommt?" . . .

So flüstert sie, von einer leise neben ihr wachenden Kammerfrau von ferne belauscht. Draußen jagen schwarze Wolken über die bald verborgene, bald aus einem fliegenden Silbersaum wieder hervortretende Mondsichel. Bei der Kranken im Gemache schwebt, von der Gewalt des Orkans bewegt, eine in Ketten hangende Ampel von der Decke. Mit diesem Lichte führt sie ihre heimliche Zwiesprache:

„Erleb ich's? Erleb ich's nicht? . . . Wird er mir glauben? . . . Kann ich's vollbringen? . . . Ist es zu spät?" lispelt sie, von Windstößen unterbrochen. Das Flämmchen biegt sich im Luftzuge, es kämpft, es flackert, und während das Geflüster verstummt und die Kranke entschlummert, verschwebt und erlischt es.

War es der Gedanke, mein Bruder selbst vermöge das künstlerische Ziel, das ihm hier vorschwebte, nicht mehr zu erreichen, war es die gedämpfte wohllautende Stimme, mit der er vorlas, war es irgend ein mich unbewußt treffender Zug der Ähnlichkeit mit unserer Mutter, der in der Person des Vorlesers oder in dem Seelenbilde, das er von dieser lieblichen Scheidenden entworfen hatte, mich ergriff . . . es wurde mir schwer, die Tränen zurückzuhalten.

„Du hast dabei unserer Mutter gedacht," sagte ich.

Er verneinte nicht und fuhr fort, mir dieselbe Turmszene mit der Ankunft des Kanzlers und des Kaisers in dramatischer Form vorzulesen, wie sie noch vorhanden ist. Hier trat mir nun weder die Individualität des Dichters noch die der drei dargestellten Personen so charakteristisch und ergreifend entgegen wie in dem ersten, in den Rahmen der Novelle gehörenden Bilde. Diese Szene tat mir insofern wohl, daß sie mich ernüchterte und mich wieder in Fassung brachte. Der vorherrschende Eindruck war die Überzeugung, voraussichtlich würde

die dramatische Ausarbeitung weit hinter der unvergleichlichen Novelle zurückbleiben, die der Dichter als sein letztes geliebtes Werk der „Versuchung des Pescara" an die Seite zu stellen verlangte.

Er ergriff nun ein anderes Blatt und begann die zur Novelle gehörende fragmentarische Szene vorzulesen, in der die Porträtbildnisse der beiden Hauptgestalten gegeben werden, das des unruhig schlummernden Kaisers und das des in Liebe und Groll, in Bewunderung und Vorwurf nachdenklich über ihn gebeugten Kanzlers Petrus.

Da diese Szene mit dem stimmungsvollen Hintergrunde der Meereisweite herrlich und mit Sorgfalt ausgeführt ist, so zweifle ich keinen Augenblick, daß sie dem Anfange des dritten Aktes der dramatischen Bearbeitung entspricht. Einige Minuten später wird der Gesandte Frankreichs in die luftige Säulenhalle eingeführt werden. Der Kanzler empfängt ihn, und sie beginnen in einer Nische des Hintergrundes, um den ruhenden Kaiser nicht zu stören, ihre leise Unterredung, als dieser aus unruhigen Träumen auffährt und sich mit dem Schreckensausrufe: „Mörder!" auf seinen ihm entgegentretenden Kanzler wirft.

Das Verhältnis zwischen den beiden vertrauten Freunden ist schon ein so gestörtes, daß die mit vorwurfsvoller Treue auf dem Antlitze des Kaisers haftenden Blicke Vineas als rächende Traumgestalten des Schlummernden Seele beunruhigen und bedrohen.

Begierig horchend folgte ich dem mich fesselnden Selbstgespräche des Kanzlers:

„Hier liegt das Ungeheuer. Der Auszug und Widerspruch der Zeit! Ihr Kind, und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben; der Gründer des Staates und der Verächter der . . ." „Menschen," fuhr ich fort, da mein Bruder innehielt.

„Oder ‚der Menschheit' . . . Was hältst du für das Bessere?"

„Bitte, fahre fort."

„Ich kam nicht weiter. Höre nun, wie ich den Kanzler zu Anfang der Novelle einführe."

Und er las den schönen Eingang, der den Auftritt des Reisezuges zur Burg des unglücklichen Königs Heinrich in Gewitterbeleuchtung darstellt.

Dann sprach er von der Charakterentwicklung des Kanzlers Petrus von dem Punkte an, da der Kaiser sich innerlich empört gegen die Zumutung, seine Macht zu beschränken, um sie zu stärken. Von dem Punkte an, da er den Italiener, um seines Rettungsplanes willen, zu hassen beginnt; da er den Abfall der italienischen Untertanen ahnt und Verrat wittert.

C. F. Meyers Friedrich II. überliefert sich seinem Schicksal, wo er im entscheidenden Augenblicke kleinlich mißtraut. Hier beginnt er unaufhaltsam zu sinken. Von Argwohn gelähmt, hat er nicht mehr die Kraft, nach dem vor ihm schwebenden leuchtenden Gebilde der germanischen

Kaiserkrone zu greifen. Er glaubt nicht daran, und es versinkt wieder in Jahrhunderte dauernde Nacht. Mit ihm versinkt das seinen Beruf verkennende Geschlecht der Hohenstaufen.

Wie aber beschreibt der Dichter im Gegensatze dazu die in paralleler Linie niedersteigende Bahn des in die Ungnade seines Herrn gefallenen Kanzlers? — Sobald der Kaiser im Rettungsvorschlage seines Getreuen Verrat wittert, steht diesem mit dem Untergange seines Planes als unvermeidlich sein eigener Sturz vor Augen. Es bleibt ihm nichts anderes als Ergebung in das Unabwendbare. Aus Petrus Vinea wollte der Dichter einen Versucher zum Guten gestalten. Er wollte ihm das Edelste seines eigenen Wesens einhauchen, zugleich aber einen echten und wahren Italiener aus ihm machen. Das Märtyrertum des Petrus Vinea wäre das einer Menschenseele geworden, die sich einer genialen Persönlichkeit in treuester Ergebenheit untergeordnet hat, und der nun der Glaube an ihr Idol von diesem selbst Stück um Stück aus dem Herzen gerissen wird. Den letzten Rest von Leben und Liebe wirft diese Menschenseele ins Opferfeuer, um ihren Herrn vor der tiefsten sittlichen Entwürdigung zu retten. Als diese tiefste Erniedrigung erscheint dem Kanzler der Despoteneinfall Friedrichs, den gefangenen Lombarden wie einen gekauften Sklaven, nein, wie ein unnütz gewordenes oder schädliches Tier als Giftprobe zu mißbrauchen. Diesen verletzenden Zug,

der nicht den Kanzler persönlich beleidigen soll und gerade darum seine Menschlichkeit um so tiefer und um so gerechter empört, erträgt er nicht. Er trinkt den Giftbecher selbst, um das Gewissen des Kaisers vor einer schmählichen Blutschuld zu bewahren und das Leben eines Schuldlosen zu retten.

Dies sind die Linien, die sich als Grundriß des „Hohenstaufendramas" an jenem Sommerabend neben dem vom schwülen Lufthauch leise bewegten Lampenlicht meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Mir erschien das Ganze als ein edler, großer Entwurf mit wenigen und einfachen Motiven. Es sind leichte, aber sichere Umrisse. Sie kreuzen und widersprechen sich nicht, sondern bilden in meiner Erinnerung eine reine Zeichnung. Doch sind die schwebenden Linien noch lange kein ausgeführtes, deutliches Bild. Eine zusammenfassende Schlußszene, die damals wohl auch im Manuskript vorhanden war, schwebt mir in kräftigen Zügen und Farben vor.

„Was sagst du zu diesen Fragmenten?" fragte der Dichter nach einer Pause, als er vorzulesen aufgehört hatte.

„Herrlich sind sie — wunderbar schön!" gestand ich ergriffenen Gemüts. „Aber, bitte, überarbeite dich nicht daran! Versprich die Arbeit niemandem, auch dir selbst nicht. Lasse sie wachsen. Vertraue sie ihrem schönen Triebe an! Deine besten Arbeiten entstehen in der Stille und werden geboren ohne viel handwerkliches Zutun."

So sagte ich mit erwachender großer Liebe zu dem entstehenden Werke des Bruders, aber mit zagendem Herzen. Wie sehnte er sich danach, seinen „Hohenstaufenentwurf" noch als letzte Arbeit zu vollenden! — Bei mir behielt der Eindruck der sterbenden, verschwebenden Flamme die Oberhand.

Viel Schweres und Schönes ist seither darüber gegangen — Kampf und Sieg. Heute fürchte ich nicht mehr, daß die schöne Flamme ersterbe.

Seltsam mutete es mich an, als C. F. Meyers „Petrus Vinea-Fragmente" gedruckt und, mit kritischen Erklärungen durch jüngere Freundeshände versehen, wie zerbrochenes Altertum wieder ans Licht gefördert wurden. Diesmal wollte nun mich selbst das Gefühl beschleichen, als sei ich vor langer Zeit schon gestorben: doch auf einmal besann ich mich, daß ich noch lebe, wenn ich auch in jenen Tagen schon dabei gewesen bin, als die Vinea-Fragmente geschrieben wurden.

So muß ich denn zum Schlusse noch einmal auf die künstlerischen Absichten meines Bruders im „Hohenstaufenplane" zurückkommen. Ich habe sie, ohne mich mit dem Dichter eingehend darüber zu besprechen — wir hielten es nicht für nötig —, einfacher aufgefaßt als der neuere Kritiker. In meiner Erinnerung ist der Plan ein schlichter Aufbau. In der Mitte die beiden großen, gegen-

seitig aufeinander wirkenden Hauptgestalten; ihnen zur Seite, minder hervortretend, die beiden Frauen, in deren einer Frauenliebe, durch Entsagung geläutert, zur reinen, rettenden Macht wird, während in der anderen heiße, unfreie Liebe sich verbittert und in Haß verwandelt, der nicht retten, nur verderben kann, — in jenen Haß, den Lenau den „Sklaven der Natur" nennt.

Gewiß hätte der Dichter durch vielerlei Nebengruppen und mannigfaches symbolisches Beiwerk diese allzu strenge Symmetrie unterbrochen und verborgen. Die malerische Eingangsszene der Novelle, die den Kanzler im Felskastell am Meer der Königin Margarete gegenüberstellt, gibt eine Idee davon. In diesem Stile geschrieben, in dieser Kraft der Zeichnung und der Farbengebung stelle ich mir die vollendete Novelle vor. Seine Gestalten hätte C. F. Meyer so individuell aufgefaßt und derart aus der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts und dem Geiste der Frührenaissance herausgebildet wie beispielsweise seinen Dante Alighieri in der Rahmenerzählung der „Hochzeit des Mönchs".

Ich glaube überhaupt in dieser Novelle einen Versuch des Dichters zu erkennen, in die Zeit Friedrichs II. und deren Gedankenstrom sich einzutauchen und aus dem geistigen Luftkreise dieser Epoche heraus lebenswahre und scharf ausgeprägte Individualitäten zu bilden. In diesem Sinne hätten wir in der „Hochzeit des Mönchs" eine Vorstufe

zur Hohenstaufennovelle und in wenigen, aber bestimmten Zügen eine Vorstudie zum Charakter Friedrichs II. Aus diesem Kaiser sollte eine Herrschergestalt von genialer Größe werden. Petrus Vinea steht im Banne dieser großen Persönlichkeit und ist ihr in bewundernder Treue zugetan und ergeben.

Nicht die Wahrhaftigkeit und Treue eines deutschen „treuen Eckehart" wollte der Dichter in ihm schildern. Die Erkenntnis der Charaktere seines Friedrichs II., seines Kanzlers Petrus, seiner Euphemia und die Elemente, aus denen er sie bildete, hätte er aus italienischen Quellen, aus Dante und Giotto, geschöpft. Der Dichter kannte dieses Element aus der „Göttlichen Komödie", deren einfach gezeichnete, feierliche Gestalten von diesem lichten Strome erwärmend umflutet werden. Ich erinnere nur an das einzigartig schöne Verhältnis des durch das Jenseits pilgernden Dichters zu seinem Führer Virgil und an den starken, tiefinnerlichen Seelenausdruck der geradlinigen Gestalten des Giotto.

Von seinem liebevollen Verständnis Dantes und Giottos aus wäre der Dichter zur Bewältigung seines schweren Kaiser Friedrich-Stoffes vorgedrungen.

Darum befremdet mich, daß ein meinem Bruder befreundeter Erklärer dieser Fragmente von einer stoischen Ergebung des Kanzlers Petrus in sein Schicksal sprechen kann, und ich bin froh,

daß Dr. Fritz Kögel, dessen aus dem Gedächtnis aufgeschriebener „Vinea-Plan" mich durch seine verständnisvolle Genauigkeit in hohem Grade überraschte, nichts von stoischem Verzichten aufgezeichnet hat.

Der Dichter selbst hatte keine stoische Ader. Stoische Größe lag seiner Künstlernatur fern. Der Stoizismus erscheint auch mir seiner Unbeweglichkeit und Starrheit wegen wesentlich unpoetisch, trotz aller großen Achtung, die er mir abzwingt. So kann ich mir nicht denken, wie der Dichter seinen Petrus Vinea, vom Moment an, da er seines Sturzes gewiß ist, als Stoiker stufenweise weiter entwickelt hätte. Eher noch hätte er ihm etwas von der geduldigen, unbesiegbaren Tragkraft seines „Odysseus" verliehen, die dem Dichter — ich dürfte sagen — vorbildlich geworden war. Doch auch das wage ich nicht zu behaupten. Das individuelle Leben seiner großen Menschen, ihre scharfen Profile, das dämonische Wachsen ihrer Leidenschaften darzustellen, das war seine eigenste Kunst, über die er kein Wort verlor.

Wie mein Bruder die dramatische Bewegung geführt, wie er das den Kaiser verderbende, das in despotische Grausamkeit ausartende Mißtrauen in seinem Wachstum geschildert hätte, kann ich nicht sagen, nur ahnen. Gewiß ist mir eines: der Dichter hätte dem Kanzler Petrus, seinem Lieblinge, sicherlich keine Qual erspart, die zur Vertiefung dieser schönen, humanen, schmerzgewohnten Natur führen konnte.

Die dem Kaiser im dritten und vierten Akte des in Gegenwart meines Bruders von Professor Adolf Frey aufgezeichneten dramatischen Planes entstehenden Schwierigkeiten sind, wie dieser gewiß richtig vermutet, retardierende Momente, die den jähen Sturz des Kanzlers maskieren. Sie zeigen auch, daß es jetzt zu spät ist, den vorgeschlagenen Rettungsweg zu betreten. Wohl versucht der Kaiser noch einmal einzulenken, indem er seinen Kanzler als Gesandten nach Lyon senden will. Petrus Vinea kann und darf aber keine seiner Überzeugung und seinem Rettungsvorschlage widersprechende Politik vertreten. Die Auskunftswege des Kaisers sind nicht die von ihm vorgeschlagenen Rettungswege.

Über die sehr scharf und deutlich entworfene zweite Frauengestalt, Königin Margarete, sagte mein Bruder nichts. Mir scheint, sie stehe schon in der einzigen Szene auf dem Meerschlosse groß und ausgeprägt genug da, um den Gedanken an eine dritte Frauenfigur auszuschließen. Der Dichter hat keinesfalls an eine solche gedacht. Wo wäre Raum für sie?

Er dachte sich die Erinnerung an die gestorbene Euphemia als einen bis zum Ende fortwirkenden Einfluß. Ich sehe in der Frau des Kanzlers das Bild jener Liebe, die immer selbstloser wird und zugleich immer scharfsichtiger für die Gefahren derer, die sie behüten möchte, einer Liebe, die noch unter der dunklen Pforte sich umwendet, um warnend zurückzuwinken.

Euphemia als Erinnerung bleibt zwischen dem Kaiser und dem Kanzler stehen. Tröstlich diesem und zum Ausharren mahnend, jenem aber widerwärtigen Andenkens. Der Kaiser wird auch die sterbende Euphemia jetzt beargwöhnen, ihr Bild wegschieben oder wegwerfen. Dies veränderte Verhältnis des Kaisers zu der Toten würde eine Verschärfung der seelischen Leiden des Kanzlers darstellen.

Doch ich wage keine Vermutungen.

Die vorhandenen Vinea-Fragmente bezeichnen gewisse Höhepunkte der Handlung, entscheidende Stellen, die mein Bruder zuerst zur eigenen Orientierung zu markieren und auszuführen pflegte. Dieses letzte Werk war erst begonnen und noch nicht zu dem Grade der Vollendung gediehen, wo es angefangen hätte, aus sich selbst zu leben. Es hat die Stufe nicht erreicht, wo eine Dichtung, aus eigenem innerem Triebe wachsend, zur Fülle gelangt und emporsteigend den Dichter mit sich emporhebt.

Dennoch lassen die Bruchstücke ahnen, daß der Plan, der dem Geiste des Dichters vorschwebte, ein hoher, wohlerwogener war. In meiner Erinnerung steht er als ein Ganzes, dessen Schluß ein notwendiger und erhebender Abschluß ist.

Für den Kanzler bedeutet er: Treue bis in den Tod, Rechtfertigung, für den Kaiser: Erkenntnis, Reue, innere Reinigung. In der Botschaft von der Geburt des Enkels erscheint ihm die Hoffnung, der sinkende Stern seines Hauses werde in hellerem Lichte noch einmal aufgehen.

Dem Wissenden aber bedeutet dieser Schluß den Hinweis auf die verborgene Zukunft, auf den Untergang der Hohenstaufen und auf den sühnenden Tod des Jüngsten und Schuldlosesten eines Geschlechts, das seine Herrschsucht nicht zu beschränken, seine Macht nicht in den Dienst eines großartigen und selbstlosen königlichen Weltgedankens zu stellen vermochte.

Künstlerisch geredet weist der Schluß hin auf ein letztes, abschließendes Hohenstaufendrama: Konradin.

Eine Dichteraufgabe! — Wenn der Genius des zwanzigsten Jahrhunderts nicht andere Gegenstände wählt als das Schicksal gewappneter Völkerhirten, um das unaufhaltsame Ringen der Menschheitsseele nach Verkörperung von Wahrheit und Gerechtigkeit im Spiegel der Dichtkunst zu zeigen.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung

8 Aufsätze von **Dr. Otto Frommel**

Groß-Oktav.
Geheftet 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Inhalt: **Friedrich Hebbel**
Gottfried Keller
Theodor Storm
Conrad Ferdinand Meyer
Theodor Fontane
Marie von Ebner-Eschenbach
Peter Rosegger
Schlußwort.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Marie von Ebner-Eschenbach

Biographische Blätter von

Anton Bettelheim

Mit 3 Bildern in Lichtdruck. Oktav.

Geheftet 5 M. Eleg. gebunden 6 M.

Inhalt: I. Comtesse Marie Dubsky: 1. Die Vorfahren. 2. Selbstbekenntnisse. 3. Jugendschwärmereien. II. Marie von Ebner-Eschenbach: 1. Baron Moriz Ebner-Eschenbach. 2. „Aus Franzensbad." — III. Die dramatische Dichterin: 1. Maria Stuart in Schottland. 2. Gesellschafts-Stücke. 3. Madame Roland und Doctor Ritter. — IV. In harter Schule: 1. „Die Prinzessin von Banalien" und „Das Waldfräulein". 2. Erzählungen — Božena — Aphorismen. — V. Die Erzählerin: 1. Ein Briefwechsel mit Louise von François. 2. Dorf- und Schloßgeschichten. 3. Adeliges Richteramt. — VI. Vom sechzigsten bis zum siebzigsten Geburtstag: 1. In Sanct Gilgen. 2. Drei Freundinnen. 3. Die Ebner Feier. — VII. Das Ehrendoctorat von Marie von Ebner-Eschenbach: 1. Das Referat. 2. Das Diplom. — VIII. Quellen und Anmerkungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel

Berlin W. 35.

Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1892. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geheimnisse eines Verteidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Heitere Erzählungen aus dem Leben. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Juvalta. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. 1892. 8°. Eleg. geb. 15.—

— Der Kanzler von Florenz. 1891. 8°. Eleg. geb. 7.50

Blum, Hans. Neue Novellen. (Aus dem Leben). Eleg. geb. 4.—
— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Überbande. Kriminalroman frei nach den Akten erzählt. Eleg. geb. 5.—
— Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—
Brabant, Artur. Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampfe mit Friedrich dem Großen. 1904. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
Brandt, M. von. Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Kolonialfragen. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
Briefe, die ihn nicht erreichten. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Eleg. geb. 6.—
Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 1903. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Dritte Aufl. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gemeindekind. Erzählung. Achte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 5. Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Gesammelte Schriften. Acht Bände. 8°. In 8 Bdn. eleg. geb. 36.—
— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 6. Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Comtessen. Siebente Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
Egloffstein, Hermann Freiherr von. Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bitterfüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896 gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50
— Neue Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoechstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Er versprach ihr einst das Paradies. Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.00
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hoffmann, Hans. Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman. Drei Bände. 1893. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—
— Neue Geschichten des Majors. 1890. 8°. Eleg. geb. 7.50
— Der alte Praktikant Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. 1891. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände. 1892. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hübner, Graf Joseph Alexander von. Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Zwei Bände. Gr. 8°. 1904. Eleg. geb. 16.—

Jähns, Max. Geschichtliche Aufsätze. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Jansen, Günther. Großherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848 bis 1889). 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. Vierzehnte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Die großen Mächte. Eleg. geb. 4.—

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Achte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1903. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Dritte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

— „Gloria victis!" Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Sechste Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geschichten aus der Tonne. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Der Schimmelreiter. Novelle. Siebente Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Deutsche Rundschau.

XXXI. Jahrgang.

Herausgeber:
Julius Rodenberg.

Verleger:
Gebrüder Paetel
in Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem einunddreißigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von mindestens 10 Bogen. Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

b) Halbmonatshefte von mindestens 5 Bogen Umfang. Preis pro Heft 1 Mark.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von S. Bernstein in Berlin.

Meyer, Conrad Ferdinand 69477
Author Meyer, Betsy
Title Conrad Ferdinand Meyer. Ed.2.
DATE. NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

LG
M612
.Ym